

Rating: PG-13

Zeitpunkt: Hm, in erster Linie Drittes Zeitalter, wenn man von den Zeitsprüngen in den Erinnerungen absieht.

Genre: Romantik, Nachdenkliches

Geldbeutelversicherung (auch als Disclaimer bekannt): Alles Tolkien, nix meins. Wie immer leihe ich mir seine Charaktere nur aus; was die Dame angeht ... tja, die gehört nicht mir, kennt mich aber besser, als mir lieb sein kann. ;)

Anmerkung: Nachdem Anarya mir eine thematisch etwas ungewöhnlichere Mary Sue bzw. einen weiblichen Originalcharakter zu Weihnachten geschenkt hat (und Liriel in einem Essay dem Phänomen Mary Sue auf den Grund gegangen ist), kam mir der Gedanke, dieser Geschichte einen Gefährten an die Seite zu stellen. Mein Leitfaden ist das besagte Geschenk mit dem Titel "Ich will das Licht sein in deiner Finsternis".

Anmerkung 2: Es kann für die Leser von Vorteil sein, wenn sie meine anderen Storys über den Hexenkönig kennen, ist aber nicht zwingend erforderlich. Ich habe ihn übrigens aus praktischen Gründen schon vor langer Zeit Aran-dûr getauft; Tolkien ließ ihn namenlos.

Das Licht in seiner Finsternis

Kapitel 1 Die Heimkehr

Das Pferd jagte in gestrecktem Galopp über die schneebedeckte Ebene. Die Hufe hämmerten dumpf auf der harschigen Schneeschicht, die durch wochenlangen Frost hart wie Stein geworden war. Über ihr lag feiner Pulverschnee, der nun aufgewirbelt wurde und sich auf das schwarze Fell des Tieres und die dunklen Gewänder des Reiters legte.

Die Kälte hielt das Land noch immer in ihrem unerbittlichen Griff gefangen und sie würde es tun, bis ein kurzer Frühling die schmutzibraune Ebene mit zarten Pflanzen bedecken und ein ebenso kurzer Sommer ein wenig Wärme bringen würde.

Dann würden die Stürme wiederkehren und der Winter die Herrschaft zurückfordern. Der Norden Mittelirdes litt noch immer unter dem Einfluss des Bösen, dessen Namen man nicht laut aussprach und selbst nur mit Grausen seiner gedachte. Denn auch wenn Morgoth seit langem in die Äußere Leere verbannt war, hatte sein eisiges Reich überdauert, so als wolle es seine Erinnerung in Ehren halten.

Tiefe Spuren im Schnee bewiesen jedoch, dass sogar in einer feindlichen Welt Leben gedeihen konnte. Das Wild streifte auf der Suche nach etwas Fressbarem umher und wühlte die harte Schneedecke auf, unter der braune Gräser verborgen waren. Viele Spuren führten auch zu den seltenen kleinen Erhebungen, von denen die Ebene durchbrochen wurde. An diesen Hügeln drängten sich karge Sträucher auf der dem Wetter abgewandten Seite. Sie waren knorrig und kaum höher als ein paar Ellen. Ihre kahlen Äste – deren Spitzen oft abgenagt waren – ragten wie geschwärzte Knochen aus dem Schnee hervor. Bäume, die diesen Ausdruck kaum verdienten, standen manchmal in engen Gruppen um ein Wasserloch oder eine unterirdische Quelle, vom Wind in groteske Formen gebeugt und nun vom Schnee eingehüllt.

Nach Nordwesten hin erstreckte sich die Ebene schier endlos, nach Süden hin wurde sie allmählich hügeliger und der spärliche Bewuchs wich lichten Wäldchen, die in ausgedehnte Forste übergingen, je milder das Klima wurde.

Im Nordosten erhob sich eine Gebirgskette.

Der Reiter hielt auf sie zu. Es war ein karges Land, das sich der Dahineilende als Reich auserkoren hatte, es gab seinen Bewohnern gerade genug, um zu überleben, es formte sie mit eiserner Hand und kannte kein Mitleid – so wie er.

Er trieb sein Ross an. Das Tier war stark und ausdauernd, wusste um die Notwendigkeit der Eile, doch bald wurde sein Atmen zu einem gequälten Keuchen, das im Takt des Hufschlags erklang, es hatte die Nüstern geweitet und Schaumflocken standen vor seinem Maul.

Die kunstvolle Aufzäumung und die schwere Rüstung, die das Pferd trug, hatten ein beträchtliches Gewicht. Kopf und Nacken des Tieres waren mit sorgfältig verschmiedeten Platten aus dünnem, gehämmerten Eisen bedeckt. Nicht weniger Aufmerksamkeit war dem Leib des Pferdes geschenkt worden, denn vom Rist bis zur Kruppe schützte eine Decke aus gepolstertem Leinen und darüber ein Kettenpanzer das Tier gegen Schwertstreiche oder Pfeile. An Flanken- und Brustteil des Panzers waren scharfkantige und spitze Rüstungsstücke befestigt, die das Pferd vor unmittelbaren Berührungen mit Angreifern bewahrten und es gleichsam zu einer Waffe werden ließen. Das Kopfstück hatten man ebenfalls mit Dornen besetzt, die tiefe Wunden reißen konnten.

Das Tier war dazu ausgebildet worden seinen Herrn im Kampf zu unterstützen. Es kannte keine Scheu vor gefallen Menschen, über deren Leiber es lief ohne zu zögern. Kampfgetöse und der Geruch von Blut und Tod brachten es nicht aus der Ruhe und in der Masse der Streitenden war es wie der Gestalt gewordene Wille seines Herrn. Es hatte seinem Reiter immer gut und zuverlässig gedient. Jeder andere hätte dem Pferd ein wenig Ruhe gegönnt, um es wieder zu Atem kommen zu lassen.

Doch der Reiter beachtete die Anzeichen der Erschöpfung nicht. Er wusste genau, was er seinem Ross abverlangen konnte, denn er hatte es schon oft getan und war niemals enttäuscht worden.

Die Dämmerung war längst hereingebrochen und die Grenze zwischen Nacht und Tag glitt allzu schnell über ihn hinweg. Die Sterne verblassten, je heller der Himmel sich zeigte und das schmutzige Grau im Westen wurde zu einem dunklen Blau, während im Osten ein heller Streifen am Horizont emporwuchs.

Der Reiter wollte dem Aufgang der Sonne entgehen. Noch hielt die Gebirgskette, auf die er sich zubewegte, ihre Strahlen ab, doch schon tasteten sich ihre bleichen Finger an den schroffen Graten der Berggipfel entlang und tauchten ihre weißen Höhen in einen sanften gelben Schein, während die feinen Wolken am Himmel rötliche Farbtupfer wurden, die im hohen Wind zerfaserten und in immer neuer Gestalt wieder zusammenfanden, bis sie als feiner, schwach leuchtender Schleier nach Westen trieben.

Selbst dieses fahle Licht tat den Augen des Reiters weh, es blendete ihn, und der Gedanke an den blassen Feuerball, der sich anschickte, den Winterhimmel zu erobern, rief kalte Schauer in seinen Gliedern hervor. Die Leben spendende Macht am Firmament war ihm ein Greuel, sie zerrte mit mannigfachen Kräften an ihm und war ihm feindlich gesonnen, so als wüsste sie, dass er der Dunkelheit diene und das Licht zu hassen gelernt hatte.

Die Sonne enthüllte seine Schandtaten erbarmungslos, so erbarmungslos, wie er sie begangen hatte – denn er war der Hexenkönig von Angmar, ein verruchtes Wesen, kaum mehr ein Mensch zu nennen, eher ein Dämon, gelenkt von einem namenlosen Bösen, welches die Ahnungslosen auf ewig bezwungen glaubten und die Weisen der Welt für lange Zeit gebannt.

Das Blut vieler Lebewesen klebte an seinen Händen, sei es, weil er sie mit seinem Schwert erschlagen, sei es, weil er den Befehl für ihren Tod gegeben hatte. Beides war in der Vergangenheit so oft geschehen, dass er sich an viele Anlässe kaum noch erinnerte, denn der Kampf und der Wille zur Vernichtung bestimmten sein Dasein seit ungezählten Menschenaltern.

Es waren nicht nur Männer gewesen, die seine Opfer wurden; Krieger, die wussten, dass eine Schlacht ihrem Leben jederzeit ein Ende setzen konnte – auch Bauern und Händler, denen das Unglück widerfahren war, seinen marodierenden Horden zu begegnen, Frauen und Kinder in niedergebrannten Dörfern – alle ohne Nutzen für ihn, denn sie waren zu schwach, ihnen fehlte der Blutdurst und sie wollten sich dem Bösen nicht unterwerfen ...

Sie waren unschuldig Leidende, die das Schicksal zur falschen Zeit an den falschen Ort geführt hatte, doch sie dauerten den Hexenkönig nicht. Er empfand weder Mitgefühl noch Genugtuung, nichts regte sich in ihm, wenn er an die unzähligen Toten dachte, die auf sein Geheiß ermordet worden waren. Ihre gebrochenen Augen klagten ihn an und ihre geschundenen Leiber auf den zertrampelten Straßen waren ein beredtes Zeugnis seiner Grausamkeit. Doch für ihn war es, als habe er einen Wurm in den Staub getreten, ohne es zu ahnen, und ginge seines Weges.

An seinem Ende würde ein großer Sieg auf ihn warten. Sein ganzes Trachten war nur auf ein Ziel gerichtet: die Unterwerfung der Königreiche des Nordens und die Vernichtung der Dúnedain! Sie, die seinem Gebieter getrotzt und ihn niedergedrückt hatten, ihn seiner Herrschaft beraubten und ihn in die Schatten zwangen, in denen er sich noch immer verbarg. Aber Sauron war nicht untätig geblieben. Heimlich hatte er seine Getreuen gerufen und ihnen neue Aufgaben zugewiesen.

Sein Hass verfolgte seine Feinde im Norden durch den Fürsten von Angmar und sein Zorn lenkte die Hand des Herrn der Nazgûl. Dieser konnte und würde nicht eher ruhen, als bis er die Gewissheit hatte, dass dem Letzten der Dúnedain die Aasvögel das Fleisch von den Gebeinen pickten; wenn sie sich nicht ergaben.

Denn auch dies wäre ein Sieg – sie zu Sklaven des Dunklen Herrschers zu erniedrigen und ihnen immerwährende Qualen zu bereiten. Reines Blut und ein edles Angesicht schützten nicht vor Gier und Torheit. In seinen Reihen hatte er Dúnedain, und ihre Nachkommen und sie dienten ihm gut, denn Mut und Ausdauer, Geschick und Ergebenheit waren ihnen zu eigen.

Aus Rhudaur stammten sie, dem ersten Königreich, dessen Eroberung der Hexenkönig sich hatte rühmen dürfen.

Doch er nannte es nicht Eroberung.

Und verächtlich erinnerte er sich, dass es ein Leichtes für ihn gewesen war, die Herzen der Fürsten zu gewinnen, denn er hatte die Arglosen zu täuschen vermocht, die für schmeichelnde Rede empfänglich gewesen waren, oder die Stolzen und Ehrgeizigen, die ihr Verlangen nach Ruhm und Einfluss nicht hatten bezähmen können. Er hatte ihnen geraten, ihre Grenzen für die Menschen aus den Bergen zu öffnen, um ihre Kampfkraft zu stärken.

Rhudaur war immer schon dünn besiedelt gewesen und die Dúnedain dort nie groß an Zahl. Aber auch sie hatten Anspruch auf das Gebiet um den Amon Sûl erhoben, des Turmes und des Palantirs wegen, der dort verborgen war – wie ihre Brüder aus Cardolan und Arthedain. Dem Rat des Fremden, der eines Tages allein und unbewaffnet zu ihnen gekommen war, waren sie willig gefolgt und er hatte sich als gut erwiesen, und bald schon hatten sie ihre Macht wachsen sehen, denn die Reihen ihrer Krieger waren nun beträchtlich geworden.

Die Scharfsichtigen unter den Dúnedain Rhudaurs hatten vor einem Unglück gewarnt, sie ahnten damals Betrug durch den Mann, der sich Aran-dûr nannte und der seine Herkunft verschwiegen. Und der sich in schwere Gewänder hüllte und sein Angesicht verbarg, weil ihn ein Schwur binden täte, wie er sagte. Sie hatten seinen Worten misstraut und sich seinem Einfluss entziehen können.

Aber ihre Warnungen waren ungehört geblieben und binnen kurzem waren ihre Stimmen nicht mehr zu vernehmen gewesen. Denn die Wilden Menschen hatten dem Befehl des Hexenkönigs unterstanden und als die Zeit gekommen war, da hatten sie sich auf sein Geheiß gegen die erhoben, die ihnen Gastfreundschaft gewährt hatten.

Die überlebenden Dúnedain hatten sich voll Schrecken der Gewalt Aran-dûrs unterworfen, und die Nachkommen der langlebigen Menschen führten nun seine Heere, schmiedeten seine Waffen und stritten gegen ihresgleichen. Rhudaur hatte sich Angmar angeschlossen und damit war das Schicksal des ersten Königreiches besiegelt gewesen.

Auch Cardolan lag seit Menschenaltern im Staub.

Es war ein großer Sieg gewesen, den der Hexenkönig errungen hatte und viele der Dúnedain fanden den Tod in jenen schlimmen Tagen, in denen das Blutvergießen die Erde und die Flüsse rot gefärbt hatte, denn die Streitmacht aus dem Norden hatte auf ihrem Weg keine Gnade gezeigt.

Es war dem Herrn von Angmar gelungen, den Amon Sûl zu erobern, und nur die Umsicht und der Mut der Dúnedain hatten verhindert, dass der Palantír in seine Hände gefallen war. Der sehende Stein wäre ein großes Geschenk für Sauron gewesen, aber Aran-dûr hatte nur den leeren Turm vorgefunden und den Herrn von Arthedain, der dem Fürsten Cardolans mit einer großen Schar Krieger zu Hilfe geeilt gewesen war und als letzter der Dúnedain aufrecht gestanden hatte, um zu kämpfen.

Erfüllt von Zorn und Hass hatte Aran-dûr König Arveleg erschlagen und den Turm auf dem Amon Sûl mit finsterner Zauberei vernichtet. Rasch hatte der Hexenkönig dann sein Heer voran

geführt und er hätte allem ein Ende bereiten können, wenn die Elben nicht gewesen wären und ihre Macht in den Dienst der Menschen und des Sohnes Arvelegs gestellt hätten, der trotz seiner Jugend seinen Mannen voran geritten war.

Ihre vereinten Kräfte hatten die Streiter des Hexenkönigs in Sichtweite Fornosts umzingelt und aufgerieben. Aran-dûr hatte wutentbrannt fliehen müssen und nur eine Gewissheit hatte sein zorniges Gemüt gekühlt: weder Menschen noch Elben blieben unverändert – und alte Bündnisse zerfielen.

Wieder einmal ließ der Herr von Angmar nun ein Schlachtfeld hinter sich. Und eine neue Bresche war in die Verteidigung Arthedains geschlagen, welches sich mit bewundernswerter Stärke und dem Mut der Verzweiflung gegen die Angriffe aus dem Hexenreich wehrte.

Wie eine Schlange, die immer wieder zustieß und ihr Gift verspritzte, bis ihr Opfer gelähmt war, führte der König von Angmar Krieg gegen seine Feinde. Im Sommer vernichtete er ihre Felder und Weiden und im Winter schickte er ihnen die Kälte, so dass sie darben mussten.

Die Kornkammern der Hauptstadt hielten die Glücklicheren am Leben; aber auch diese Quelle würde eines Tages versiegen. So schwächte Aran-dûr Arthedain. Aber er ließ es auch zu Atem kommen. Ihn hielten die Fesseln des Möglichen, denn seine Mittel waren nicht unbegrenzt und die Reihen seiner Krieger lichteteten sich mit jeder Schlacht.

Doch er wusste die Zeit auf seiner Seite. Sie bedeutete ihm nichts, der Lauf des Mondes und der Sonne blieb ungezählt und die Jahre verstrichen, ohne dass er es gewahr wurde. Die Narren nannten es dann in trügerischer Hoffnung ein Menschenalter des Friedens; für Aran-dûr war es lediglich ein Innehalten vor dem nächsten Schlag, der um so härter ausfallen würde, je mehr Kräfte der König sammelte.

Er übte sich in Geduld, konnte seinen Wunsch bezähmen, einfach loszustürmen und erst vor den Toren Fornosts wieder halt zu machen. Er schwelgte in dem Gedanken eines Tages ein Heer zu führen, welches dies vermögen würde, und dann könnte keiner mehr ihn kurz vor dem Ziel zur Umkehr zwingen. Vorerst jedoch begnügte er sich damit, dass die Menschen des ehemaligen Königreichs Arnor seinen Namen nur noch flüsterten, erschauerten und ihn verfluchten.

Endlich erreichte Aran-dûr den Ausläufer des Gebirges und befand sich im Schatten des Höhenzuges, der den Namen Hithaegllir trug; immer einen Lidschlag schneller als der Feuerball, der seiner Bahn am Himmel folgte und die weite Ebene hinter ihm und zu seiner Linken in gleißendes Licht tauchte.

Der Hexenkönig wandte die Augen ab, der glitzernde Schnee war grausam, spiegelte er doch das Angesicht der Sonne wider, und er weckte in dem Herrn von Angmar das Gefühl, als würde elendes Gewürm über seine Haut kriechen, auch wenn sie durch Gewänder, Rüstung und eine schwarze Maske in der Form einer grotesken Fratze ausreichend geschützt war.

Das Pferd gab seine letzte Kraft, als es in einen leichten Galopp verfiel und die schmale Straße hinauf zur Festung am äußersten Rand des Nebelgebirges in Angriff nahm. Es kannte den Weg so gut, dass Ross und Reiter ihn auch in finsterster Nacht hätten erklimmen können, ohne Gefahr zu laufen in den Abgrund zu stürzen, der neben der Straße gähnte, die sich eng an den Berg schmiegte und sich in Serpentinaen hinauf schlängelte, kaum zwei Wagen breit.

Der Schnee auf dem Weg war unberührt und ebenso fest wie auf der Ebene, aber weitaus tückischer, denn auch er wurde von einer feinen, weichen Schneeschicht bedeckt, die trügerische Sicherheit vorgaukelte. Das verharschte Weiß war an vielen Stellen glatt und das Gefälle des Berges machte den Weg zu einem Wagnis – selbst für den Herrn von Angmar, der sich nicht von Leichtsinne sondern Vernunft leiten ließ – auch wenn dies bedeutete wertvolle Zeit zu verlieren.

Der Hexenkönig zügelte sein Pferd und befahl ihm, nur noch leicht zu traben, und als der Weg noch ein wenig steiler wurde schließlich, im Schritt zu gehen. Das Tier setzte die Hufe vorsichtig auf und lehnte sich nach vorne, um das Gleichgewicht nicht zu verlieren. Aran-dûr betrachtete die schmale Straße und hielt Ausschau nach gefährlichen Stellen, immer bereit, sein Ross vor dem Straucheln zu bewahren. Seine Aufmerksamkeit richtete sich aber auch auf die Felswände, von denen sich leicht Schneebretter lösen konnten, die dann mit großen Getöse

zu Tal gingen und alles mit sich rissen, was ihren Weg kreuzte. Breite Rinnen im Schnee zeugten davon, dass dies in den letzten Tagen häufiger geschehen war.

Nach geraumer Zeit wurde der Anstieg flacher und die Straße machte eine scharfe Kehre nach Links und führte auf einen hohen Felsgrat zu, der sich wie eine gigantische Rampe aus dem Gebirgsmassiv schob und den Blick auf den zerklüfteten Gipfel versperrte. In den Berg war ein Durchgang, gleichsam ein Tunnel, gebrochen worden, der sich mit einer gerade noch begehbaren Steigung durch den Stein wand und so die Straße bis auf ein kleines Felsplateau weiterführte.

Aran-dür ließ dieses letzte Hindernis hinter sich und befand sich nun beinahe an seinem Ziel. Vielleicht eine Viertelmeile entfernt ragte über ihm die Festung auf, der er den Namen Carn Dûm gegeben hatte. Sie wuchs aus dem Berggipfel, denn tief war sie vor Urzeiten in den Fels gegraben und aus ihm geformt worden, so dass sie ein Teil des Berges geworden war. Ihre Erbauer – Zwerge seien es gewesen, so sagte man – hatten sie verlassen, lange bevor Aran-dür sie sich zum Sitz erwählte. Der Hexenkönig hatte den Wert der alten Festung erkannt und sie weiter ausbauen lassen, bis sie seinen Wünschen entsprach.

Ihre alten Mauern waren verwittert, der Zahn der Zeit hatte an ihnen genagt und der schneidende Wind hatte ihre schroffen Kanten ein wenig geglättet. So unwirtlich wie das Land, war auch die Heimstatt des Hexenkönigs.

Düsternis und Kälte herrschten in den Gängen und Zimmern, es war still wie in einem Grab. Keine Musik, kein Lachen hallte jemals von diesen Mauern wider. Einzig der Klang der Kriegshörner, die ihn jetzt empfangen, und deren Echo durch die hohen Felswände zurückgeworfen wurde, die den östlichen äußeren Wall der Festung bildeten, durchbrach das Schweigen.

Aran-dür gab seinem Pferd die Sporen. Es galt das letzte Stück des Weges im Lichte des jungen Tages zu überwinden, denn die Sonne stand nun hoch genug, so dass einige ihrer Strahlen die in Weiß gehüllten Felsen ringsum in einen grellen Schein tauchten. Der Hexenkönig trieb sein Pferd über den schneebedeckten Boden, der zur Festung hin sanft anstieg. Er bewegte sich auf ein großes, dunkles Tor zu.

Als er Carn Dûm in Besitz genommen hatte, hatte Aran-dür die aus dem Fels geformte Mauer erhöhen und gleichzeitig einen Durchbruch schlagen lassen in den ein gewaltiges Eisentor eingepasst worden war. Dieses Vorhaben hatte mehr als ein Jahr in Anspruch genommen, denn die Schmiede hatten vor Ort ihre Arbeit ausführen müssen. Er selbst hatte das Tor schließlich mit einem Zauber belegt und so ein Zeichen seiner Herrschaft über die Festung gesetzt, welches die Zeiten überdauern sollte. Aber auch die Festungsanlage selbst würde dies tun. Sie war so beständig wie der Stein aus dem man sie erbaut hatte.

Das Tor lag nach Süden hin mit Blick auf das Felsplateau und war der einzige Weg, auf dem man Carn Dûm betreten konnte, denn das Heim des Hexenkönigs war am äußersten Rand des Nebelgebirges errichtet worden. Die gewaltigen Außenmauern mit ihren in regelmäßigen Abständen errichteten Erkern und Wachtürmen stiegen vom Tor an stetig empor und gingen in den Berggipfel über, der im Osten als natürlicher Schutzwall vor der lebensfeindlichen Witterung diente.

Noch einmal erklangen die Kriegshörner. Zu ihrem hellen Ton gesellte sich ein dumpfes Grollen, und das Tor öffnete sich langsam, damit der Herr der Feste ungehindert hinein reiten konnte.

Stumm neigten die Wächter die Köpfe zum Gruß, als der König von Angmar sie passierte und schlossen das Tor hinter ihm. Die Türflügel hatten eine tiefe Spur im Schnee hinterlassen. Die schweren Angeln knirschten und die Männer mussten zu sechst das dunkle Eisen an geschmiedeten Ketten hinter sich her ziehen, um es bewegen zu können. In den Wintermonaten verfluchten sie so manches Mal ihren Dienst in der Festung, denn auch wenn sie sich vor der Kälte und dem Wind mit dicken Felle zu schützen versuchten und die Häupter mit groben Stoffen bedeckt hatten, drang der bittere Frost in ihre Glieder.

Man hätte die Männer in ihren unförmigen Gewändern für Berggeister halten können, doch es waren Menschen - die Nachfahren der Dúnedain von Rhudaur, die sich einst hatten unterwerfen müssen. Sie wachten an der Pforte, auch wenn schon lange niemand mehr außer dem Herrn der Feste selbst Einlass begehrte.

Der König zügelte sein Ross auf einem engen halbmondförmigen Platz. Mit zitternden Flanken und schweißbedeckt blieb es stehen, kaute erregt auf der Gebiss-Stange, um des Zaumzeugs ledig zu werden. Nur zu gern wollte es zu den Stallungen laufen, aber es harrete aus, weil sein Dienst noch nicht getan war und es den Unmut seines Reiters fürchtete, wenn es sich ungehorsam zeigte.

Der Herr von Angmar sah sich langsam um, eine Gewohnheit aus alten Tagen, als es gegolten hatte, stets auf der Hut zu sein. Vor Aran-dûr erhoben sich linker und rechter Hand niedrige Häuser aus Stein, die in Stufen empor gebaut worden waren, bis sie ungefähr die Höhe des umgebenden Felsmassivs hatten und wie Bienenwaben den begrenzten Raum der Festungsanlage ausnutzten. Sie zogen sich vielleicht dreihundert Fuß an der grob behauenen Mauer dahin.

Durch diese Bauweise waren unter den Gebäudestufen Bogengänge entstanden die als Verbindungswege dienten. Die nur leicht abgeschrägten Hausdächer der obersten Stockwerke waren mit der Außenmauer verbunden und konnten bei Bedarf betreten werden. Schmale Fenster blickten allein nach Westen; denn nur von dort kamen in den kurzen Sommermonaten wärmere Winde.

Zwischen den beiden Häuserreihen hatten die damaligen Bewohner eine einzelne Reihe Gebäude errichtet, die rechtwinklig an die vordersten Bauten beiderseits anstieß und die auf sieben dicken steinernen Säulen ruhte und deren oberste Stockwerke sich an die der Nachbarhäuser lehnten. Die zusammengedrängten Bauten wirkten wie eine zweite Mauer, und in der Tat war ihnen von den Erbauern der Festung eine solche Funktion gegeben worden, denn die Gänge zwischen den Säulen, die den Weg weiter in die Festung ermöglichten, waren einstmals durch starke Holztore zu versperren gewesen, wie alte verrostete Angeln in den Säulenfugen bezeugten.

Wer den Vorplatz verließ hatte den Eindruck, als betrete er ein niedriges Gewölbe, aber sobald er den zentralen Säulengang hinter sich hatte - die anderen führten in die über ihm liegenden Häuser - fand er sich auf einem breiten Pfad wieder, der sanft anstieg und zum Herzen der Festung führte.

Die wenigsten Häuser waren bewohnt. Die Dienerschaft des Hexenkönigs zählte kaum ein halbes Dutzend und die Wächter am Tor und auf den Zinnen waren nur zehn. Es gab keinen Grund für ein großes Gefolge oder viele Männer unter Waffen.

Wen sollte man willkommen heißen und bewirten?

Kein lebendes Wesen fand aus freiem Willen heraus den Weg nach Carn Dûm; einzig Aran-dûrs Untertanen kamen, wenn er nach ihnen verlangte.

Und wer sollte versuchen, die Festung einzunehmen?

Sie war vor langer Zeit erbaut worden, einzig und allein als ein Ort der Abgeschiedenheit und Stärke. Was wollte ein Heer tun? Es würde dem schmalen Aufstieg folgen oder die Gipfel des Nebelgebirges erklimmen müssen; und beides wäre unmöglich. Wollte man die Feste aushungern, würde ihr Herr lachen, denn sein Körper brauchte keine Nahrung mehr. Und die Vorratskammern für die Bediensteten und Kämpfer waren auf Jahre gefüllt.

Einer kleinen Kriegerschar wäre vielleicht mehr Erfolg vergönnt, doch ohne Schutz vor Pfeilen und Geren würde ihr Weg am Tor enden. Aber Aran-dûr brauchte aus einem noch einfacheren Grund keinen Gedanken an die Sicherheit seiner Heimstätte verschwenden, denn ehe eine Streitmacht sich nähern könnte, würde ihr ein gebührender Empfang beschieden werden.

Das Leben in Carn Dûm geschah am Fuße des Gebirges. Dort hatten sich die Orks und Wilden Menschen Höhlen in den Fels gegraben, in denen sie hausten und ihre Arbeit verrichteten. Ein so weit verzweigtes Netz befand sich unter den Bergen, dass ein Heer dort Platz finden konnte.

Die Zahl der Mannen des Hexenkönigs ließ sich kaum noch überschauen. Nun jedoch waren die Höhlen verwaist, denn die Krieger waren mit ihrem Herrn in die Schlacht gezogen, aber bald würden sie die Feuer wieder entfachen, ihre Wunden versorgen, die Waffen schärfen oder neue schmieden und warten, bis sie erneut gerufen wurden.

Der König von Angmar war seiner Streitmacht weit voraus geritten, wie er es immer tat,

wenn er heimkehrte. Ein errungener Sieg war vergessen, sobald er dem Schlachtfeld den Rücken kehrte und seine brandschatzenden Horden hinter sich ließ, um auf dem schnellsten Wege nach Carn Dûm zurückzueilen - hinter starke Mauern, die das Licht des Tages fernhielten ...

Aran-dûr wagte einen Blick gen Himmel. Von seinem Standpunkt aus war er vor der Sonne geschützt, zudem hatten sich dünne Wolken gebildet, die das Morgenlicht ein wenig sanfter machten. Dann zog es seine Augen zurück auf den dämmerigen Säulengang. In Gedanken ritt er den Weg bereits entlang.

Er führte hinauf zur Halle des Königs, die am höchsten Punkt der Festung erbaut worden war. Sie nahm beinahe den ganzen Platz ein, der zur Verfügung gestanden hatte. Ihre Längsseite zeigte nach Westen und der Eingang befand sich nach Süden hin. Schwere Steinquader bildeten die Mauern, die durch Baumeisterkunst so ineinander gefügt worden waren, dass es keine Fugen und nicht die kleinste Ritze gab.

Das Wissen um diese besondere Bearbeitung des Steins rief selbst beim König von Angmar Bewunderung hervor. Er hatte viele Bauten und Festungen gesehen, doch keine einzige von Elben- oder Menschenhand errichtete konnte es mit Carn Dûm und somit dem Geschick der Zwerge aufnehmen.

Ihr Sachverstand ermöglichte das Leben im feindlichen Klima des Nordens und zeigte sich auch in der Bauweise des Daches der Halle. Es war tiefgezogen, spitz und mit Schieferschindeln gedeckt. Dadurch widerstand es dem Wind und den Schneemassen, die durch ihr eigenes Gewicht herunter rutschten und wie eine zweite Wand wirkten, die Wärme bot. Der Dachfirst über dem Eingang und die Dachkanten auf dieser Seite waren mehrfach mit Holz verstärkt worden und ragten gut sieben Ellen hervor. Da der Wind im Winter niemals von Süden her wehte, blieb der Eingang dadurch weitgehend schneefrei.

Aran-dûr hatte die schmalen Fensternischen verschließen lassen. Helligkeit spendeten nur wenige Fackeln, wenn es nötig war. Der König selbst zog das absolute Dunkel vor.

Die Halle bestand aus mehreren Räumen. Der Eingangsbereich war lang und verlief über die gesamte Breite des Gebäudes. Von ihm aus gelangte man in zwei schmale Räume rechts und links, die in früheren Zeiten für Aufenthalt und Bewirtung von Gästen vorgesehen gewesen waren.

Auch jetzt standen in einem der Räume noch eine große Tafel und grob gezimmerte Stühle. Manchmal ließ Aran-dûr seine Hauptleute zusammenrufen, um seine Eroberungspläne oder andere wichtige Dinge zu besprechen und dies geschah hier.

Durch die hohe Tür in der Mitte des Eingangsbereichs gelangte man in den imposanten Thronsaal, dessen Dachfläche durch steinerne Pfeiler und hölzerne Querbalken gestützt wurde. Die Pfeiler waren mit Ornamenten geschmückt, die ein Steinmetz vor langer Zeit in mühevoller Arbeit in den Stein gehauen und mit Kupfer ausgelegt hatte. Es hatte Grünspan angesetzt und wurde nicht mehr gepflegt, aber dies tat der Pracht der Säulen keinen Abbruch. Auch die Deckenbalken waren mit Schnitzereien verziert worden und von ihnen hingen an langen rostigen Ketten Becken aus Kupfer in denen Öl entzündet werden konnte. Doch dies war seitdem der Hexenkönig Carn Dûm in Besitz genommen hatte nicht mehr geschehen. Statt dessen steckten Fackeln in Halterungen an den Säulen, und spendeten bei Bedarf Licht.

Zur Stirnseite hin verbreiterte sich der Saal, da die angrenzenden Räume nicht über die gesamte Länge der Halle gebaut worden waren. Der graue Stein war - von den Säulen abgesehen - vollkommen schmucklos. Der raue Boden war nur grob abgeschliffen worden. Von der Tür bis zum Ende der Halle waren zwei Reihen dunkler Platten in den Stein eingelassen worden. Vormalig von vielen Füßen betreten, hatten sie ihren Glanz verloren und waren rissig geworden.

Weder Waffen noch Stoffe bedeckten die kahlen Wände; ja, nicht einmal ein Banner mit den Hoheitszeichen des Königs gab es. Nackter Stein und geschwärztes Holz bestimmten das Bild der Halle und man hätte sie eines Königs nicht für würdig befunden, wenn der Thron nicht gewesen wäre, der einsam am Ende der Halle auf einem erhöhten Sockel stand, und zu dem sieben Stufen hinauf führten. Niemand vergaß jemals den Anblick dieses Herrschersitzes, der seinesgleichen suchte.

Dieser Thron war ein sichtbares Zeichen für Aran-dûrs Grausamkeit und seinen unerbittlichen Willen, die Vernichtung der Dúnedain voranzutreiben. Er war aus den Gebeinen seiner in unzähligen Schlachten gefallenen Feinde errichtet worden. Blankpolierte Knochen schimmerten im Dämmerlicht der Halle, zusammengehalten von feinen goldenen Ketten, und in den Augenhöhlen der Totenschädel, die die hohe Lehne bekrönten, funkelten Rubine. Jedes Menschenalter nahm der Thron eine etwas andere Form an, denn mit den Jahren wurden einzelne Knochen unansehnlich und durch neue ersetzt.

Der König von Angmar genoss es, auf diesem Thron zu sitzen und den Stimmen der Toten zu lauschen, die keinen Frieden fanden. Sie klagten ihn an und er verlachte sie, sie verfluchten ihn und er schwor, Arnor nicht eher wieder zu verlassen, als bis das Nördliche Königreich vollkommen vernichtet sei. Er hatte keinen Zweifel daran, dieses Ziel zu erreichen. Rückschläge konnte er verschmerzen und Erfolge weckten eine besondere Art Hunger in ihm, bedeuteten sie doch, dass seine Macht wuchs und dass sein Herr zufrieden mit ihm sein würde.

Die Halle des Königs schmiegte sich an den Fuß eines Turmes, der aus dem Fels emporwuchs, weil man ihn, wie ganz Carn Dûm, aus dem lebendigen Gestein geformt hatte. Die Erbauer hatten viel Sorgfalt auf seine äußere Gestalt verwendet. Geschickt hatten sie verschiedene Stockwerke angedeutet, indem sie Säulen und Bögen auf breite Simsen gesetzt hatten, obwohl der Turm nur aus einem einzigen Felsabschnitt gehauen worden war. Seine Oberfläche war mit verschlungenen Linien übersät, die an den Lauf flüssigen Erzes erinnerten. Jedes Stockwerk besaß ein Fenster nach Westen und Süden und an den schmalen Fensternischen wachten große Greife auf Sockeln. Einige hatten die Flügel ausgebreitet, so als würden sie sich jeden Augenblick in die Lüfte erheben, andere saßen erhaben auf kräftigen Fängen, deren Krallen sich in das Gestein bohrten. Wind und Wetter hatten den Statuen zugesetzt, aber dennoch wirkten sie eindrucksvoll und lebendig.

Zur Spitze hin verjüngte der Turm sich merklich, so dass er sich wie eine Nadel in den Himmel reckte. Knapp unterhalb des Endes befand sich ein gemauerter Vorsprung den man betreten konnte und der den Turm in seiner Gänze umlief. Eiserne Verstreben stützten das Gestein ab. Es war im Laufe der Jahrhunderte schon mehrfach ausgebessert worden, da Regen und Schnee die Fugen unablässig auswuschen und schließlich hatte man den Vorsprung dicht an dicht mit dünnen Platten aus Kupfer belegt. Einzig mit der steinernen Brüstung war man auf herkömmliche Art verfahren, so dass helle Flecken die alten, verwitterten Steine sprenkelten, wo man schadhafte Stellen mit neuen Steinen Instand gesetzt hatte.

Seit Aran-dûr Herr der Festung war hatte jedoch kein Steinmetz mehr seine Arbeit verrichtet. Der König legte keinen Wert darauf, die bröckelnde Brüstung zu erhalten. Noch tat sie ihren Dienst und auch wenn sie eines Tages vollkommen zerstört sein würde, spielte es keine Rolle, denn Aran-dûr fürchtete den Abgrund nicht, von dem sie fernhielt, weil er nicht fehlgehen würde.

Der Turm war ein gewaltiges Bauwerk. Er überragte selbst die Gebirgskuppe um einige Meter und von ihm aus konnte der Hexenkönig weit blicken. In den Osten, in dem es nichts gab als Eis und Schnee, Kälte und Tod. In den Norden nach Forochel, und nach Forodwaith, das seit Zeitaltern verödet und unbewohnt lag. Nach Westen, in das ehemalige Königreich Arnor, das Ziel seiner Bestrebungen und seines Hasses. Und nach Süden bis an die Ettenöden, wenn die Luft klar war und der Vollmond am Zenit stand und sein silberner Schein die Nacht erhellte, und die Schatten der Berge weniger bedrohlich wirkten.

Jeden Abend, nachdem die Sonne unter den Horizont gekrochen war, stieg der König auf den Turm und sah über die Lande Mittelherdes. Seine Augen waren von einem unnatürlichen Scharfblick in der Dunkelheit, während sie des Tages nur allzu oft trüb und blind wurden. Aber auch in der Nacht veränderten sie sich. Aran-dûr konnte Dinge sehen, die jedem Sterblichen verborgen blieben. Das leichte Schimmern der Anderswelt glitt dann um ihn herum, der Stein seiner Festung wurde zu einem gleißenden Hauch und alles Lebende versank in einem grauen Nebel. Doch das Tote und Verborgene erwachte ...

Einsame Seelen flüsterten ihm ihre Geheimnisse zu oder klagten mit dünnen Stimmen, auf ewig in den Schatten gefangen, denen sie sich hingegeben hatten. Der Wind nahm Gestalt an und lockte Aran-dûr mit Gaukelspielen, die ihm Reichtum und Macht verhießen. Doch der

König verlachte den schönen Schein. Er zog Nutzen aus dem Wissen der verborgenen Stätten, aber noch weigerte er sich, ein Teil dieser Welt zu werden, wollte die Kälte des Nordens nicht gegen das kalte Reich der Geister eintauschen, welches auf ihn wartete.

Manchmal, wenn Wolken Mond und Sterne verhüllten und selbst das unirdische Leuchten verblasste und die verlorenen Seelen schwiegen, sprach Er zu seinem Diener in den finstersten Stunden, damit der König seinen Willen erfüllte. Heimlich hatte Er sich wieder erhoben, und alles, was der Herr von Angmar tat, diente der triumphalen Rückkehr Saurons.

Hier im Norden war Aran-dûr der Herrscher seines eigenen Reiches und doch nichts weiter als ein Sklave. Seine Ketten waren ein unscheinbarer Ring aus Gold und sein Streben nach Wissen und Macht. Beides war ihm nur allzu bereitwillig gegeben worden. Er war blind für die Täuschung gewesen, der er vor langer Zeit erlegen war. Blind für die Gefahr und eitel genug, sich beschenken zu lassen und in eine Falle zu geraten, die er sich selbst gestellt hatte.

Weil er dem Ruf des Meeres gefolgt war, der viele seiner Art von der Heimat an fremde Gestade geführt hatte. Dort waren Ruhm und Ehre der Lohn tapferer Taten gewesen, gefolgt von Schätzen und einer Krone. Dort hatte er sein Wissen erweitert und immer wieder hatte seine Wissbegierde ihn angetrieben, weiter nach den Geheimnissen der Welt zu forschen.

Weil er sich nicht hatte zufrieden geben wollen mit seinem Besitz. Der Drang, sich alle anderen Fürstentümer zu unterwerfen, war übermächtig geworden - ein inneres Feuer, welches von Sieg zu Sieg stärker gebrannt hatte. Die Flamme der Eroberungslust war nicht zu ersticken gewesen, wurde sie doch immer aufs Neue wieder entfacht ...

Aran-dûr verfluchte den Tag, als der Fremde namens Annatar als kunstfertiger Schmied vor ihn getreten war, in schöner Gestalt und bescheiden, aber er wusste: er fluchte vergebens.

Sein Leib und seine Seele gehorchten ihm; doch sie gehörten einem anderen, seit dem Augenblick als er den Ring aus der Hand des Schmiedes genommen und aufgesteckt hatte. Ein unverfängliches Geschenk, so war es ihm damals erschienen und den Worten des Fremden hatte er nur halbherzig gelauscht. Erst als sie sich als wahr erwiesen hatten - als er Schlacht um Schlacht gewann und sich ihm die Wunder der Welt offenbarten und als sein Leben länger und länger währte - hatte er den wirklichen Wert des Ringes erkannt. Doch die Zeichen des Verhängnisses hatte er nicht gesehen, und die warnenden Stimmen zum Schweigen gebracht, bis es keine mehr gegeben hatte und der Gipfel der Allmacht zum Greifen nahe gewesen war.

In der Stunde des größten Triumphes hatte sich Sauron offenbart! Und Aran-dûr hatte sich ihm beugen müssen, denn der Herr der Ringe forderte tausendfach wieder ein, was er gegeben hatte. So war aus dem Herrscher ein Beherrscher geworden, der diente, weil man es von ihm verlangen konnte, denn es gab keinen Weg mehr zurück, nur noch voran.

Also sparte Aran-dûr sich die Worte und nährte seinen Hass. Zugleich jedoch vermochte er sich nicht dagegen zu wehren, auf eine winzige Regung seines Gebieters zu warten, die Wohlwollen zeigte und zu hoffen, dass Saurons Missfallen ihm erspart blieb.

Der Herr von Angmar handelte auf Geheiß des Dunklen Herrschers in Arnor. Sauron hatte das Reich im Norden mit Aufmerksamkeit beobachtet. Einstmals war es mächtig und unangreifbar gewesen; dies war die Zeit Elendils und seiner Nachkommen. Aber die Dúnedain vergaßen ihre Einigkeit. Als König Eärendur starb, hinterließ er drei Söhne, von denen ein jeder die Krone beanspruchte. So bekamen sie alle ein eigenes Reich und Arnor wurde aufgeteilt. Es herrschte Frieden zwischen Arthedain, Cardolan und Rhudaur, doch wo Menschen leben, kann er niemals von Dauer sein.

Manchmal bedurfte es nur eines einzigen Anstoßes, um Zwietracht zu sähen.

Der Hexenkönig hatte es getan, durch Rhudaur, und als Antwort auf die Forderung König Arvelegs, die Reiche unter seiner Krone wieder zu vereinen. Seitdem waren Menschenalter vergangen - Rhudaur war vernichtet, Cardolan war entvölkert und verödet ... und Arthedain würde bald folgen!

Schon regten sich in Aran-dûrs finsterem Geist die Gedanken an ein gewaltiges Heer, das wie ein Sturmwind über das Land fegen würde und dem nicht einmal die Elben Lindons und Bruchtals etwas entgegensetzen hätten.

Sie waren immer wachsam, aber nicht zahlreich genug und Aran-dûr gedachte, ihnen eine unliebsame Überraschung zu bereiten, damit sie ihre Kräfte nicht mit denen der Menschen

vereinigen würden können.

Doch alles wollte wohl bedacht sein.

Die Zeit war auf seiner Seite, und die Furcht, die er mit sich brachte, wenn er seine Krieger gegen die Menschen Arthedains führte, so wie er es vor kurzem erst getan hatte. Diese Furcht ließ weniger tapfere Männer schnell den Mut verlieren und die Waffen strecken, die kühneren versuchten sich dem Grauen zu entziehen, welches Aran-dûr mit sich brachte, indem sie sich verbissen dem Kampf mit den Kriegern des Königs stellten. Aran-dûr selbst jedoch ging selten einer an. Ihn hielten sie für einen Dämon, auf seinem schwarzen Ross und in seiner schwarzen Rüstung, der ihre Seelen verderben wollte. Nur der Mut der Verzweiflung schuf Gegner für den Hexenkönig, doch sie bedeuteten ihm nichts. Sein Schwert machte ihrem Leben schnell ein Ende, oder die Hufe seines Rosses.

Es war nicht mehr als ein Spiel für den Herrn von Angmar und es hielt seine Streiter bei Laune. Auch der letzte Kampf war lediglich ein Scharmützel an der Grenze zu Arthedain gewesen, und keine Schlacht, diente es doch nur dazu, zu zeigen, dass der grimmige Wolf Angmar stets hungrig war, auch wenn er es des öfteren vorzog in seiner Höhle zu verharren, zu beobachten und Pläne zu schmieden.

Das Pferd des Hexenkönigs tänzelte und warf den Kopf in den Nacken. Seine Ohren spielten und es lauschte, so als versuchte es, im wilden Heulen des Windes, der durch die Festung streifte, einen ganz bestimmten Laut auszumachen. Aran-dûr hatte ihn schon lange gehört und erwartete beinahe ein wenig sehnsüchtig den vertrauten Anblick, der sich ihm bieten würde.

Zwischen den hohen Gebäuden zu beiden Seiten des schmalen Platzes am Tor und in den Säulengängen herrschte in den Wintermonaten ein ewiges Zwielflicht, denn die Sonne stieg nie hoch genug und ihre Bahn endete, bevor sie ihre Strahlen zwischen die Mauern Carn Dûms schicken konnte.

Aus dem Säulengang heraus erklangen plötzlich hastige Schritte und wenig später sah Aran-dûr im Zwielflicht einen hellen Schimmer, der sich rasch näherte.

Kapitel 2 Die Begrüßung

Es war die Gestalt einer Frau.

Schnellen und leichten Schrittes eilte sie auf ihn zu. Sie hatte ihr langes, helles Haar gelöst, so dass es wie ein Schleier um sie wehte. Ein feiner, weißer Fuchspelz verhüllte ihren Körper und der Saum eines langen, dicken Kleides berührte den harten Boden, ihre Füße wärmten weiche Stiefel aus gegerbtem Leder, dessen fellbedeckte Seite nach innen gestülpt worden war und ihre Hände steckten in gefütterten Fellhandschuhen. Dennoch bot diese Kleidung nicht ausreichend Wärme, um dem Winter im Norden zu trotzen. Die Finger der Frau waren steif gefroren, als sie dem Herrn von Angmar die Hände entgegenstreckte, damit er sie auf sein Pferd heben konnte.

In der Kälte war sie zu ihm gekommen und in der Kälte lebte sie nun an seiner Seite. Ihretwegen brannten immerfort Feuer in ihren Gemächern, die Dienerschaft war bei Strafe angehalten, sie niemals verlöschen zu lassen.

Die Frau liebte die eisigen Höhen nicht, doch um ihres Gebieters willen kam keine Klage über ihre Lippen. Hier in seiner Festung war sie das einzige weibliche Wesen, keine Dienerin, keine Gefährtin stand ihr zur Seite, mit der sie sich hätte austauschen, lachen oder weinen können. Sie hatte nur ihn; und er war ein wahrhaftig sonderbarer und unheimlicher Gesellschafter.

Sie nahm Entbehrung und Einsamkeit in Kauf, obwohl sie hätte gehen können, wann immer sie wollte. Der Hexenkönig wollte sie nicht hindern, auch wenn ihr Scheiden ihm den letzten Funken Menschlichkeit rauben würde, der noch in seinem Herzen glimmte.

Die Frau sah ihren König nicht an, als er sie mühelos empor- und vor sich in den Sattel hob. Mit einer Hand ergriff der Herr von Angmar die Zügel, die andere legte er um die Taille seiner Gefährtin und hielt sie fest im Arm.

Ihre Augen waren geschlossen, aber das Lächeln auf ihrem bleichen Mund war beredt genug. Ihr Kopf lehnte an Aran-dûrs gepanzerter Schulter, sie hatte ihren Widerwillen gegen

die schwarze, blutverkrustete Rüstung längst abgelegt in der sie ihn nach jeder Schlacht zurückkehren sah. Tod und Leid waren zu einem Teil ihres Lebens geworden, den sie als gegeben hinnahm.

Der Herr von Angmar gab seinem Pferd den stummen Befehl sich in Bewegung zu setzen und das Tier schritt langsam in den Säulengang hinein. Der kurze Abschnitt unter den Gebäuden lag in einer diffusen Dämmerung und der Hufschlag hallte unnatürlich laut von dem alten Gestein wider.

Schnell jedoch tauchte vor dem König und seiner Gefährtin das Licht des jungen Tages wieder auf und sie ließen den Säulengang hinter sich. Das Pferd verfiel in einen leichten Trab. Der vertraute Weg zur höhergelegenen Halle des Königs und damit das Wissen um das ersehnte Ende des Dienstes belebten das erschöpfte Ross.

Der Morgenhimmel zeigte sich in einem Blau, wie man es selten sah. Eiskristalle glitzerten auf der grob behauenen Straße, die von Schnee befreit worden war. Aber zu ihren Seiten türmte sich die weiße Pracht mannshoch auf und der Wind trieb kleine Bänder aus Flocken davon, die als feines Gespinst einen Lidschlag lang umher tanzten und dann vergingen.

Die Frau erschauerte in Aran-dürs Umarmung, ein wenig des Windes wegen, aber der wirkliche Grund war der König. Er konnte ihr keine Wärme geben; auch in den trauesten Stunden nicht. Sie ertrug die Kälte in ihrem Gebieter und ließ sich nicht schrecken. Ja, sie teilte ihre Wärme mit ihm und manchmal vergaß er sein Schicksal, und dass er selbst es zu verantworten hatte.

Als der König und die Frau die Halle erreichten, trat ein Diener herbei, um das Pferd zu versorgen. Zaghaft reichte er der Frau die Hand, damit sie sich auf ihn stützen und aus dem Sattel gleiten konnte. Er mied ihren Blick obwohl sie ihm ein freundliches Lächeln schenkte und schnell löste er sich von ihr, nachdem sie sicher auf dem Boden stand. Aran-dür konnte die Furcht des Bediensteten beinahe greifen - und sie verstehen.

Denn die Herrin seiner Festung veränderte sich, sie wurde ihm ähnlicher mit ihrer durchscheinenden Gestalt und den hageren Wangen, dem vagen roten Funkeln in den moosgrünen Augen ...

Einstmals war seine Geliebte von einer natürlichen Schönheit gewesen, mit Haut, die von der Sonne mit einem dunkeln Hauch gestreichelt worden war und Haaren von der Farbe eines wogenden Weizenfeldes. Doch schöner noch als ihr Antlitz war ihm ihre Seele erschienen.

Sie erinnerte ihn an das, was er verloren hatte. Er erblickte in ihr eine vergangene, grauenvoll zerstörte Liebe - und doch sie selbst. Manchmal glaubte Aran-dür, dass das Schicksal es gnädig mit ihm meinte, denn es hatte die Frau zu ihm in seine Einsamkeit gesandt.

Sie half ihm, die bitteren Stunden zu versüßen, in denen er ohne einen verfälschenden Schleier vor den Augen sehen und sein erbärmliches Dasein erkennen konnte.

Der König von Angmar saß ab und streichelte seinem Pferd einen Moment den starken Hals. Es schnaubte und die Muskeln unter der Haut zuckten aufgeregt. Das Tier war an seinen Herrn gewöhnt und doch versuchte es auszuweichen und der unerwarteten, sanften Berührung zu entgehen. Aran-dür ließ ihm seinen Willen und der Diener führte den Rappen fort.

Die Frau wartete.

Ungeduld flackerte in ihren Augen, sie fror und spürte ihre Hände und Füße kaum noch. Ihre stumme Bitte erreichte ihren Gebieter, denn er nickte ihr zu und folgte ihr in den Turm - aus der Kälte des Tages in die wenig einladendere Dämmerung des uralten Gesteins. Die Fackeln an den rußgeschwärzten Mauern spendeten kaum Licht und warfen Schatten, die ein eigenes Leben zu führen schienen, an die rauen Wände.

Der Turm hatte einen gewaltigen Umfang. In seiner Mitte wand sich eine breite Wendeltreppe empor, die sich um eine kunstvoll behauene Säule aus Stein schmiegte und deren eisernes Geländer vor dem Fallen schützte. Zwischendecken aus dickem Holz trennten die Stockwerke voneinander, die jedes für sich ein großes Zimmer bildeten. Alle, bis auf zwei standen leer und beherbergten nichts weiter als den Staub von Jahrhunderten.

Das eine Zimmer befand sich unterhalb der Spitze des Turmes und es diente dem Hexenkönig als Refugium, denn niemand außer ihm durfte es betreten - nicht einmal seine

Gefährtin. Dort war er einsam und doch nicht allein. Dort sprach Sauron zu ihm, tat seinen Willen kund und ließ sich berichten, wie es um die Eroberung des Nordens bestellt war.

Die Fensteröffnungen hatte der König mit Feldsteinen vermauern lassen, damit kein einziger Lichtstrahl durch sie hereindrang. Wenige Kerzen spendeten Aran-dûr ausreichend Helligkeit; zumeist zog er die Dunkelheit vor. Von diesem Gemach aus führte eine hohe Tür ein Stückchen weiter nach oben auf den großen, gemauerten und begehbaren Vorsprung, der sich um den ganzen Turm zog.

Das Innere des Raumes entsprach den einfachen Bedürfnissen des Herrn von Angmar. Ein schmales Lager aus Fellen war seine Schlafstätte. Oftmals blieb sie ungenutzt; der erholsame Schlaf floh Aran-dûr, ebenso wie die Spukgestalten, die seine Träume einst heimgesucht hatten. Wenn er ruhte, dann in einem Reich, welches weder Schlafen noch Wachen kannte und in das er eintauchen konnte wann immer er wollte. Diese Rast zwischen den Welten war ein Aufenthalt jenseits von Raum und Zeit, aber erfüllt von einer böartigen Dunkelheit, die den König geschwächt an Seele, doch gestärkt an Körper und Willen aus ihren Fängen entließ.

Ein Tisch und ein Stuhl aus dem dunklen und festen Holz eines Baumes, der sich dem Leben in den Höhen des Nebelgebirges gewachsen zeigte, boten dem König die Gelegenheit, Pläne zu entwerfen und Aufzeichnungen niederzuschreiben, die der Vermehrung der Macht des Reiches Angmar und dem Gedenken an seinen Ruhm dienen sollten. Sonst gab es weder Schmuck an den Wänden noch wärmende Matten auf dem Holzboden.

Einzig wertvolle Pergamente und Bücher brachten ein wenig Leben und Farbe in das Gemach. Sie hatten ihren geschützten Platz in sorgsam gezimmerten Borten, die kunstfertig verziert worden waren und der Kargheit des großen Raumes Hohn sprachen. Der König hielt das Wissen noch immer hoch, so wie früher, als es sein Leben bestimmt hatte, und wenn ihm auf einem seiner Eroberungszüge ein Buch in die Hände fiel, dann hütete er es wie einen Schatz. Er las sie nicht mehr, aber dann und wann berührte er sie und ihre vergilbten Seiten raschelten voller Erwartung - und Aran-dûr hörte sich längst vergessene Worte aus den Tiefen seines Gedächtnisses flüstern ...

Das zweite Zimmer war das der Herrin.

Sie hatte sich ausbedungen, Wände aus Stein in das Erdgeschoss mauern zu lassen, um der unbehaglichen Weite des Turmes zu entgehen und einen Bereich nur für sich zu haben, der ihr das Gefühl gab, in einem Haus zu wohnen und nicht in einem Wehrturm. Die kleinen Räume, die dadurch entstanden waren, wurden durch hölzerne Türen zu abgeschlossenen Zimmern.

Die Frau hätte sich eines der vielen Gebäude Carn Düms zur Wohnstätte wählen können, aber keines war ihr ein Garant für die Nähe ihres Gebieters. Wie seltsam es doch war, dass sie die Gegenwart des Todes wählte, der in der Gestalt des Hexenkönigs von Angmar umherging, um alle zu verderben, die ihm begegneten, und der eines Tages auch sie verschlingen würde.

Es musste so sein.

Die Wandlung des Königs schritt unaufhaltsam voran, sie hielt seinen Körper und seine Seele in ihrem unentrinnbaren Griff. All die Verderbtheit, die in einem Menschen schlummerte, hatte sie zu wecken vermocht und diese Verwandlung war es auch, die das Böse in Aran-dûr immer aufs Neue entfachte ...

Die Frau lauschte auf die Schritte ihres Herrn hinter sich. Hätte er die Rüstung nicht getragen, dann würde sie kaum einen Laut vernehmen können. Ihr König konnte wie ein Geist durch sein Reich streifen, ungehört und ungesehen, wenn er es wollte. Doch ihre Sinne waren in langen Jahren geschärft worden, sie spürte den Herrn von Angmar selbst wenn er sich am äußersten Ende der Festung befand.

Nachdenklich betrachtete der König die Frau, die langsam vor ihm ging.

Widerstreitende Gefühle kämpften in seiner Seele. Es war immer so, wenn er und seine Herrin lange getrennt worden waren und es wurde schlimmer von Mal zu Mal. Ein Teil von Aran-dûr war dankbar und erfreut, dass es ein Wesen gab, welches wartete und bangte und sich selbst vergaß, welches keine Abscheu und keine Furcht zeigte. Aber dann war da die andere Seite in ihm, die zorn erfüllt die Liebe zurückweisen wollte und in der Einsamkeit Erhabenheit und Stärke sah, die es nicht ertragen konnte, dass man ihr Mitleid

entgegenbrachte und ihre Verletzlichkeit kannte.

Es war, als würden zwei Herzen in Aran-dürs Brust schlagen. Noch konnte der König die dunkle Seite bezähmen, hatte gelernt, sich ihrer zu bedienen, aber ihr nicht zu erliegen, dem Wahnsinn zu trotzen, der an den Rändern aus fließender Schwärze lauerte, die ihn stetig sanft umschmeichelte. Er hätte vieles darum gegeben, wenn es ihm auch damals gelungen gewesen wäre, als die Wellen der Finsternis über ihm zusammengeschlagen waren und seine Hand geführt hatten ...

Die Frau leitete den Herrn von Angmar in ihr Schlafgemach.

Es lag an der Westseite des Turmes und war der größte Raum ihres Reiches, das sie nach ihrem Wünschen eingerichtet hatte. Ein kleines grob behauenes Fenster ließ für gewöhnlich Licht eindringen; im Winter war es durch schwere Decken, die vor die Öffnung gehängt wurden, zu einem kläglichen Schimmern gedämpft, damit die Kälte nicht eindrang. In den kurzen Sommermonaten saß die Herrin dort, sah hinaus oder nähte und folgte ihren Gedanken, während sie in der dunklen Jahreszeit an einem Tisch saß, der viele Kerzenständer fasste und sich beschäftigte, indem sie Kleidung ausbesserte oder sich mit Vorratslisten und anderen Dingen befasste, die die Aufmerksamkeit einer sorgsam haushaltenden Frau erforderten; auch wenn es in Carn Dûm nicht nötig war.

Wärme spendete ein Kamin, der ebenfalls an der westlichen Mauer errichtet worden war, um einen Rauchabzug zu ermöglichen. Dennoch erfüllte der Geruch des brennenden Holzes die Luft. Die Scheite knackten und das Feuer prasselte. Sein roter Schein und die Bienenwachskerzen in ihren Halterungen an den Wänden verbreiteten nur eine ungenügende Helligkeit, doch sie reichte aus, um eine anheimelnde Umgebung zu erschaffen.

Der Hexenkönig brauchte sie nicht, aber seiner Gefährtin sollte sie ein wenig Behaglichkeit geben. Ebenso wie die kunstvoll gewebten Wandbehänge, die das eintönige Gestein unter einem Tupfer Farbe verbargen und den Eindruck von Lebendigkeit vermittelten. Sie waren Kriegsbeute aus den Behausungen wohlhabenderer Menschen.

Das Plündern war dem Herrn von Angmar zuwider und er überließ es den Orks, aber sie waren angehalten Nützliches und Schönes in die Festung zu bringen. Und so lagen Teppiche aus Schaffell auf dem Boden und feine Decken auf dem niedrigen Lager, welches Aran-dürs Herrin als Schlafstätte nutzte. Er hatte ihr kunstvoll geschnitzte Käämme aus Gebein für ihr Haar und viele Gewänder geschenkt, ein polierter Silberteller diente ihr als Spiegel und sie konnte Perlen oder goldene Ketten in ihre Zöpfe flechten.

Anfangs hatte sie diese Gaben verschmäht, wohl wissend, dass sie den Unglücklichen gehört hatten, die Aran-dürs Heeren zum Opfer gefallen waren, aber sie musste sich kleiden und der Ort in der Festung, den sie sich zum Leben gewählt hatte, sollte wohnlich sein. So hatte sie ihre Bedenken und ihr Unbehagen überwunden.

Doch der König sah jedes Mal das tiefe Erschauern, wenn seine Gefährtin ein Kleid zum ersten Mal berührte, sie nahm sich nur die einfacheren Gewänder und trug sie, solange es möglich war. Oft schien sie der Frauen zu gedenken, die diese Kleider einst getragen hatten, aber sie fragte nie, aus welcher Siedlung die Gaben gekommen waren.

Der König von Angmar schloß die eichene Tür hinter sich und sperrte damit alles aus, was ihn oder seine Gebieterin ablenken und stören konnte. Selbst der Wind, der ewig um den Turm streifte und seine heulende Stimme ertönen ließ, flüsterte hier nur zaghaft, während er über das Mauerwerk strich.

Aran-dürs Herrin sah ihn an. Es war ein flüchtiger Blick über die Schulter, so als wollte sie sich vergewissern, dass ihr König wahrhaftig dort stand, und kein Traumgebilde war, das zu ihr kam und sie zu narren trachtete.

Sie ging zu einem kleinen Schemel, der sich unterhalb des Fensters nahe an der Mauer befand und legte den Mantel aus Fuchspelz darauf ab. Ihr helles Kleid war aus grobem Leinenstoff gewebt und fast zu weit für ihre schmale Gestalt, und um die knöchigen Schultern hatte sie sich einen wollenen Schal gewunden. Wieder sah sie Aran-dür nur kurz an, und dann huschten ihre Augen weiter. Der König gab der Frau Zeit. Zwischen ihm und ihr bestand ein stummes Einverständnis, welches ihnen beiden auf ihre jeweils eigene Art die Möglichkeit gab, diesen besonderen gemeinsamen Moment auszukosten, bis der Zauber verging.

Für gewöhnlich war es die Frau, die sich als erste regte.

Langsam trat sie zu Aran-dûr und begann mit klammen Fingern die Spangen an seinem beschmutzten und am Saum eingerissenen Umhang zu lösen, erst dann streifte sie dem König die Kapuze vom Haupt und ließ den Mantel von seinen Schultern gleiten. Vorsichtig nahm sie ihm die Handschuhe ab, darauf bedacht, sich nicht an dem scharfkantigen Eisen zu verletzen. Der Herr von Angmar entledigte sich seiner Maske selbst. Seine Gefährtin rührte diesen Schutz nicht an, der das höhnisch lachende Antlitz einer Bestie darstellte, für die es keinen Namen gab und die einem bösen Traum entsprungen zu sein schien.

Die warme Luft des Gemachs streifte Aran-dûrs Gesicht, ein schwacher Duft nach Kräutern und Blumen lag in ihr und belebte die Sinne, weckte die Erinnerung an einen prächtigen Garten im Spätsommer, der ein einziges Farbenmeer war.

Der König von Angmar wusste, dass seine Herrin die kleinen Flakons mit wohlriechendem Öl, die er ihr einst gebracht hatte, hütete wie einen Schatz. Nur ein winziger Tropfen benetzte ihre Haut und einzig zu dem Anlass seiner Wiederkehr.

Ihr forschender Blick auf Aran-dûr war streng, sie musterte ihn eingehend, schüttelte leicht den Kopf, als wollte sie den König tadeln und wendete sich dann den Lederriemen zu, die Schwertgehänge, Harnisch, Arm- und Beinschienen hielten. Es war mühevoll für sie mit ihren kalten Fingern die zahlreichen Schlaufen zu lösen und die kunstvoll zusammengefügte Rüstungsstücke zu trennen, und Aran-dûr dachte daran, dass seine Diener besser geeignet wären diese spezielle Arbeit zu verrichten, wie es früher üblich gewesen war, wenn er seine Rüstung an- und abgelegt hatte. Aber seine Herrin ließ es sich nicht nehmen, nach einer Schlacht die erste und einzige zu sein, die half, damit aus einem Krieger wieder ein König - und ein Mensch wurde. Es war ihre Art, ihm zu zeigen, dass sie einen Anspruch auf ihn hatte, wie kein anderer Sterblicher, dass es ihr Vorrecht war, ihn in der Gestalt zu sehen, die den Augen anderer verborgen blieb.

Eine zweifelhafte Gunst ...

Aber die Frau bestand unbeirrbar auf ihrem Recht, sehr zur heimlichen Freude der Dienerschaft, wie der König sehr wohl wusste. Ebenso wie darauf, die Rüstung zu reinigen und zu begutachten. Wenn die Schäden ihr zu groß erschienen, dann wurde ein Schmied angehalten sie auszubessern oder gar neue Stücke zu fertigen.

Aran-dûr hatte ihr oftmals versichert, dass er keine Waffe zu fürchten brauchte, doch sie tat seinen Einwand mit Schweigen ab und gab zu verstehen, dass sie von ihrem Standpunkt nicht abrücken würde. Der König ließ seiner Gefährtin ihren Willen; er war nachsichtig mit ihr, obwohl ihn seine Geduld so manches Mal selbst erstaunte.

Die Frau hingegen wusste genau, wann sie sich zu weit vorwagte; in langen Jahren hatte sie gelernt die Grenzen auszuloten, die ihr beim Umgang mit ihrem Herrn gesetzt waren. Es war ihr gelungen einige zu überschreiten und zu erweitern; aber andere hatten sich enger gezogen und sie zu verlassen bedeutete eine Gefahr für Leib und Leben.

Ihre Erfahrungen kamen der Frau zugute, ihr Wille zu lernen und zu begreifen und sich in einer Welt zurechtzufinden, die ihr noch immer ein wenig fremd war. In der das Ablegen eines Gewandes einer Kunst glich, die man sich aneignen musste ...

Ohne zu zögern leistete die Frau dem König auch beim Entkleiden Dienst, denn sein zerschlissenes Gewand bestand aus vielen Lagen Stoff.

Schlaufen aus feinen Kettengliedern, die mit silbernen Schließen verbunden wurden, hielten das schwere Obergewand mit den weiten aber nur bis zur Armbeuge reichenden Ärmeln zusammen. Sie öffnete die Schließen und nahm das Obergewand an sich. Später würde sie das Silber abtrennen und das Kleidungsstück verbrennen; es war zu sehr in Mitleidenschaft gezogen worden, als dass sich eine weitere Verwendung lohnte.

Ein wenig anders verhielt es sich mit der ärmellosen Tunika und dem Untergewand, die sie mit einem neuen Saum versehen würde. Beide Kleidungsstücke reichten gewöhnlich bis weit auf den Boden. Dafür, dass diese Kleidung den Gang nicht behinderte sorgte ein mehrfach verschlungener Ledergürtel, der die Stoffe raffte, so dass sie eine handbreit über der Erde schwebten. Als die Frau den Gürtel löste sank das schwarze Leinentuch herab. Nun galt es noch die Bänder an der Rückenpartie zu lösen und die Tunika glitt von den Schultern des Königs.

Das dunkelgraue Untergewand bereitete die größten Mühen, denn es bestand aus zwei langen Stoffbahnen, von denen eine den Leib und die Beine wie einen langen, zweigeteilten Rock bedeckte und die andere in einer besonderen Form um Schultern, Oberkörper und Arme gewickelt wurde. Diese unscheinbare, aber kunstvolle Aufmachung erinnerte die Frau an ein Leichenhemd, in das für gewöhnlich die Toten gekleidet wurden ehe man ihnen ihre besten Gewänder anlegte.

Der König hatte gelacht, als sie ihm eines Tages ihre Vermutung dargelegt hatte und geantwortet: "Du siehst mehr als ich, aber vielleicht verhält es sich so, denn ich lebe von geborgter Zeit und mein Sterben dauert ewig."

Die Frau hatte sich mit dieser Antwort abgefunden, auch wenn sie einen großen Schrecken in sich barg. Die Bedeutung der Worte des Königs hatte sich ihr erst später vollkommen erschlossen - wie viele andere Dinge.

So hatte sie sich des öfteren gefragt, wie der König sich in diesem Käfig aus Stoffen bewegen - geschweige denn kämpfen - konnte; zumal, wenn er eine Rüstung darüber trug und wie eine Alptraumgestalt daherschritt. Aber er kleidete sich für die Zeiten, die er außerhalb der Mauern Carn Dûms verbrachte niemals anders und sie hatte verstanden, dass es ein Zugeständnis an seine Abhängigkeit von einer höheren Macht war, die nichts Schönes hervorbringen wollte oder gar konnte, ein äußeres Zeichen seiner inneren Verfassung, das Angst und Unbehagen hervorrief - auch bei ihr.

Also war es nicht verwunderlich, dass die Frau jedes Mal aufs neue Erleichterung dabei verspürte, unter diesem Schutzpanzer aus Gewändern ein menschliches Wesen zu entdecken, auch wenn es jedes Mal einen weiteren Teil seiner Menschlichkeit verloren hatte ...

Ihre Augen huschten über den Körper des Herrn von Angmar. Und sie seufzte leise. Ihr gefiel der Anblick, der sich ihr bot, nicht.

Die Haut des Königs war grau wie schmutziger Schnee und so dünn, dass man das Geflecht der Adern unter ihr im Schlage von Aran-dûrs Herz pulsieren sehen konnte. Das Blut des Hexenkönigs war dunkel und träge geworden. Fleisch, Muskeln und Sehnen deuteten sich nur noch an und nicht mehr lange, dann würden seine bleichen Knochen wie vage Schemen unter seiner Haut hervor schimmern. Der Körper des Königs schwand dahin, aber nicht die Kraft in ihm, die auf wundersame Weise zunahm, je mehr Jahre vergingen.

Die Frau stand nahe bei ihrem Herrn, zaghaft hob sie eine Hand und sanft glitten ihre kühlen Finger über die dünnen Narben auf Aran-dûrs Unterarmen, die bald verblasst sein würden. Die Wunden, die der Hexenkönig in der Schlacht davongetragen hatte waren bereits verheilt, er spürte sie nicht. Selbst wenn sie ihm geschlagen wurden, waren sie nicht mehr als ein Hauch auf seinem geisterhaften Fleisch. Allein die Klingen der Elben vermochten ihn schwerer zu verletzen; doch kaum ein Feind hatte sich Aran-dûr jemals mit einer solchen Waffe entgegengestellt, und es war lange her.

Der König von Angmar wusste, dass es wieder geschehen würde, aber er fürchtete den Tag nicht, denn seine Macht wuchs stetig und mit ihr die Gewissheit, dass sein Sieg unvermeidlich war, ganz gleich was der Feind zu seiner Verteidigung würde aufbieten können.

Welcher Mann wollte ihn besiegen und ihm die Herrschaft streitig machen?

Die Menschen des Nordens wurden schwächer und hatten ihm wenig entgegenzusetzen, ihre Zahl nahm ab und die Leidenschaft, mit der sie einst gekämpft hatten, wich der Mutlosigkeit angesichts eines Feindes, dessen Hass ungebrochen war. Einzig die Elben würden das alte Feuer in ihnen entfachen können, aber die Erstgeborenen zogen es vielfach vor, Mittel Erde zu verlassen oder sich in die Belange der Sterblichen nicht einzumischen. Wenn sie es doch täten, würde Aran-dûr mit Freuden ihr Blut vergießen.

Jetzt verharrte die Hand seiner Herrin auf seinem Leib. Dort hatte man Aran-dûr eine Wunde beigebracht, die nie ganz verheilen würde, zu tief war sie und von einer anderen Art, als die feinen Narben von langen Klingen. Es war kein Feind gewesen, der sie dem König geschlagen hatte, kein Krieger ...

Die Frau schaute zum König von Angmar auf und lächelte leicht. Er überragte sie, obwohl auch sie hochgewachsen war. Aber in Aran-dûrs Adern floss das Blut Númenors und dort

waren die Menschen groß an Geist und Körper gewesen; doch nicht gefeit vor den Wünschen, die die Seelen der Zweitgeborenen bedrückten.

Ihre Finger folgten dem Narbengeflecht. So sorgsam und vorsichtig sie diese Berührung auch vollführte, ein längst vergessener Schmerz brandete in Aran-dûr auf und er hatte Mühe stillzuhalten, bis das Stechen zu einem dumpfen Pochen wurde, welches ihn manchmal Stunden später noch begleitete. Es war wie ein Ritual für seine Gefährtin und der König hätte viel darum gegeben, ihre Gedanken in diesem Augenblick zu kennen.

Er hatte ihr von seiner Gebieterin erzählt, der Königin seines Herzen vor so langer Zeit, von ihrem Opfer und von ihrem Schicksal, welches er mit seinen eigenen Händen und unendlicher Grausamkeit besiegelt hatte, ohne zu begreifen, welches Leid er dadurch verursacht hatte, und ohne die Tat seiner Gemahlin zu würdigen.

Es war Aran-dûr in seiner Verblendung nicht möglich gewesen, die jeden zum Feind gemacht hatte, der zwischen ihm und dem Ring stand, welcher ihm von einem kunstfertigen Reisenden namens Annatar zum Geschenk gemacht worden war. Erst sehr viel später war Aran-dûr zu Bewusstsein gekommen, dass der einzige Mensch, der ihn noch vor der Dunkelheit hätte retten können, bitter gescheitert und ins Verderben gestürzt war.

Doch Aran-dûrs neue Gefährtin war nicht vor ihm zurückgewichen, hatte ihn nicht verdammt, sondern nur angesehen - und das Verstehen in ihren Augen hatte dem König weh getan. Auch jetzt bedachte sie ihn mit diesem Blick, und der Herr von Angmar widerstand der Versuchung, die Frau brüsk zurückzuweisen.

Hassen sollte sie ihn, verabscheuen, wie er sich selbst verabscheute, in den lichten Momenten seines Daseins, wenn der Ring seine Seele freigab. Oh, es war eine berechnende Gnade - nein, mehr noch, es war ein Hohn!

Denn so zeigte Sauron seine unendliche Macht, der Aran-dûr niemals würde entrinnen können. Das Leben des Königs währte ewig - ebenso wie sein Sterben. Die Hülle, die er seinen Körper nannte, schwand dahin, nur um in einer anderen Welt neu und schrecklich wieder zu erstehen.

Er war gezwungen, diesen Schatten seiner selbst zu verbergen, denn sein Anblick rief Entsetzen und Unbehagen hervor. Eine verzagte, kaum handlungsfähige Dienerschaft war ihm nicht von Nutzen - die Unglücklichen in seiner Festung hatten auch so schon Furcht genug, wichen ihrem König aus, wann immer es ihnen möglich war oder kauerten vor Aran-dûrs Thron, den Kopf geneigt, damit sie ihm nicht in die Augen sehen mussten, die rot glühten wie Rubine im hellen Licht. Sie waren von einem inneren Feuer erleuchtet und funkelten unter seiner weiten Kapuze hervor. Manchmal verließ dieses dämonische Flackern Aran-dûrs Blick und seine Augen wurden klar wie einst; dann waren sie grau wie die Wolken über einer sturmgepeitschten See.

Doch es kam immer seltener vor. In dem Maße, in dem seine Seele verdorben wurde, litt auch der Körper des Herrn von Angmar, war das äußere Zeichen für den Verlust seiner Menschlichkeit. Deshalb hüllte Aran-dûr sich in weite Gewänder, die alles bedeckten, und eine Kapuze verbarg sein Gesicht. Zudem hatte er einen Zauber um sich gelegt, der das Auge eines allzu Verwegenen verwirren würde, falls er den Mut aufbrachte und den Hexenkönig von Nahem sehen wollte.

Die Gewänder, die Aran-dûr trug, wenn er sich in der Festung aufhielt, ähnelten denen, die er in der Schlacht bevorzugte. Sie bestanden aus einem schwarzen, schweren Stoff und waren ohne jeden Schmuck; keine Verzierung, keine Stickerei wertete sie auf. Einfache Menschen hatten sie gewebt, die keinen anderen Sinn in ihnen sahen, als dass sie warm hielten und ihrem Träger gute Dienste leisteten. Der Nutzen lag über der Ansehnlichkeit und dem Wunsch nach Prunk und Verschwendung. Der Herr von Angmar war es zufrieden.

Es kümmerte ihn schon lange nicht mehr, dass er ein König war und als solcher hätte erscheinen müssen - angetan mit Juwelen und kostbarsten Kleidern. Wen hätte er beeindrucken wollen? Er war ein Herrscher. Aber einer über Eis und Schnee, unwirtliche Berge und Ebenen, heulenden Wind, wilde Tiere und Untertanen, die sich von Prunk und Geschmeide nicht blenden ließen.

Es hatte keinen Wert für sie und trug nicht zu ihrem Überleben bei. Sie dienten ihrem

Fürsten, weil er sie listig in eine Abhängigkeit verstrickt hatte, aus der sie nur der Tod befreien konnte. Sie dienten, weil sie einzig die Sprache eines Schwertes verstanden und dem folgten, der es ohne Gnade zu führen wusste.

Die Wilden Menschen aus dem Nebelgebirge waren gute, ausdauernde und gehorsame Krieger. Das entbehrungsreiche Leben im Norden hatte sie gestählt und die Verachtung ihrer gesitteteren Brüder und Schwestern aus den drei Königreichen verbittert. Aran-dûr hatte ihnen das Versprechen der Rache geben können und so folgten sie ihm mit Begeisterung. Sie kannten keine Neugier und ihre Fürsten kleideten sich in Felle, so dass es kaum einen Unterschied zwischen Herren und Knechten gab. Es spielte keine Rolle für sie, wer der König von Angmar war; er hatte die Macht ihre Feinde zu zerstören - und allein das zählte.

Auch wie er sich ihnen zeigte, war ihnen gleich. Sie kannten ihn nicht anders als den Fremden aus den Schatten, den Dunklen König ohne Namen, der Gehorsam forderte und dessen Anblick Ehrfurcht hervorrief. Der Herr von Angmar war geheimnisumwitterter als ihre altehrwürdigen Heiler und Seher, und zweifellos ungleich mächtiger. Die Stämme folgten ihm; weniger aus Zwang, denn aus Eigennutz, sahen sie sich doch unter einem Anführer versammelt, der sie zu großen Siegen antreiben - und der sie im Fall einer Niederlage dennoch beschützen konnte.

Auch Orks hatte Aran-dûr unter seinem Gefolge. Wie hätte es anders sein können? Geschaffen für böse Taten unter bösen Herren, seit es Morgoth gelungen war, ihre edlen Ahnen zu verderben und zu eklen Geschöpfen zu formen, deren bloßer Anblick Widerwillen hervorrief, bevölkerten die Orks das nördliche Nebelgebirge und stellten die größte Horde, die der König von Angmar befehligte. Sie kämpften und starben für das Dunkel, ihrer Bestimmung gemäß, die ihnen von ihrem grausamen Schöpfer vor langer Zeit zugewiesen worden war.

Die Orks dachten allein an Brandschatzen und Morden, ihnen reichte als Lohn, das Fleisch von den Knochen ihrer Opfer zu reißen, es roh zu verschlingen und sich an den Qualen der Sterbenden und Leidenden zu laben. Sie waren derb und ohne Sinn für das Leben anderer, zerfleischten sich gegenseitig, wenn sich eine Gelegenheit bot, lärmten und rauften. Kriecherisch ertrugen sie Aran-dûrs Gegenwart und er duldete sie bereitwillig. Sie waren es, die seine Heere so zahlreich und schrecklich machten, weil sie zäher und bei weitem verruchter waren als die Menschen, wenn es ums Töten und die Verrichtung grober Arbeiten ging.

Obwohl Orks nicht dumm waren, legten die meisten keinen Wert darauf ihren Verstand eigenständig zu gebrauchen. Die wenigen Ausnahmen hatte Aran-dûr sich gewählt und zu Hauptleuten ernannt, die in der Lage waren, die menschlichen Anführer zu ergänzen - damit gebot der Herr von Angmar über eine schlagkräftige und geordnete Streitmacht.

Es war nicht immer so gewesen. Bei den Angriffen auf Cardolan und Arthedain in den früheren Jahrhunderten war es Aran-dûr allein auf die Zahl seiner Streiter angekommen. Der bloße Anblick eines gewaltigen Heeres hatte ausgereicht, um den Feind zu entmutigen. Aber Aran-dûrs Pläne für das letzte verbliebene Königreich erforderten viel mehr als das ...

Während der König seinen Gedanken nachhing, half ihm die Frau beim Ankleiden. Sie hatte vor seiner Ankunft bereits neue Gewänder und einen anderen Mantel bereitgelegt gehabt.

Bald hüllte ihn der gewohnte dunkle Stoff wieder ein, aber der neue Mantel blieb einstweilen unbeachtet. Aran-dûr brauchte sein Angesicht nicht vor seiner Gefährtin zu verbergen. Es hatte für sie seinen Schrecken verloren. Doch das erste Mal, als sie ihn gesehen hatte, war sie vor ihm geflohen und hatte ihn lange Zeit gemieden.

Er entsann sich noch gut an den Augenblick - und sein eigenes Erschrecken.

Sie war noch nicht lange bei ihm gewesen; kaum eine Woche, in der sie sich wie ein scheues Tier in einem der Häuser Carn Dûms verkrochen hatte und immer nur heimlich hervorgekommen war, um den wenigen Bewohnern der Festung nicht zu begegnen. Gewöhnlich hatte sie es spät am Abend getan, wenn die Bediensteten sich zurückgezogen hatten und sie sich gefahrlos in eine der Vorratskammern hatte schleichen können. Aran-dûr hatte die Wächter am Tor und auf den Zinnen angewiesen, die Frau unbehelligt zu lassen und ihr aus dem Weg zu gehen. Die Diener hatten an verschiedenen Stellen frische Gewänder bereitzulegen und Wasser vorrätig zu halten gehabt, damit die Frau sich hatte waschen und

neu kleiden können. Sie hatte diese Gelegenheiten dankbar angenommen, doch stets darauf geachtet, dass niemand in ihre Nähe kam.

Aran-dür hatte sie gewähren lassen, denn seine Fragen an sie hatten warten können. Das überraschende und bedeutungsvolle Erscheinen der Frau hatte den König von Angmar im ersten Augenblick erstaunt, aber wenig später schon waren seine Gedanken wieder auf andere Dinge gerichtet gewesen. Und beinahe hätte er sie vergessen gehabt.

Aran-dür selbst wanderte manchmal in den späten Nachtstunden unverhüllt in Carn Dûm umher, wenn es ihn in das kalte Mondlicht hinaustrieb und nicht in seinem Turm hielt und der Schlaf die Bewohner der Festung in seinem festen Griff hielt. Dann huschte er wie ein Geist zwischen den Häusern dahin, lauschte auf die Geräusche der Nacht und das ferne Heulen der Wölfe.

So war es auch damals gewesen.

Unter einem prächtig funkelnden Sternenhimmel und der Sichel des halben Mondes war er auf einen der unbedachten, weiträumigen Erker getreten gewesen, die in regelmäßigen Abständen in die Außenmauern der Festung eingelassen waren und einen atemberaubenden Blick über das schroffe Land boten. Den Mond im Rücken hatte Aran-dür seinen reglosen Schatten beobachtet und Veränderungen auszumachen versucht. Seine einstmals breiten Schultern waren schmal geworden, seine dunkle Silhouette auf dem mondbeschiedenen Stein hatte sich ausgemergelt gezeigt, trotz der langen und weiten Gewänder.

Und dann und wann hatte der Schatten geflackert wie von einem Lufthauch berührt, war heller und dünner geworden, hatte seine Form verloren, war wieder zusammengeflossen, als ob er ein Spiel mit dem König hatte treiben wollte ...

Zu spät hatte der Herr von Angmar die leichten Schritte hinter sich vernommen. Vom Erker aus gab es nur einen Weg zurück in die Gassen zwischen den Häusern - und diesen Weg war eine wohlbekannte Gestalt emporgekommen. Aran-dür hatte seine Unachtsamkeit und ihr überraschendes Auftauchen verflucht.

Seit einer halben Ewigkeit hatte er sein Äußeres vor den Augen der Welt verborgen; teils, um vor den Kundigen sein wahres Wesen geheimzuhalten, teils aber auch, weil es notwendig war, um seine Untergebenen nicht in Angst zu versetzen. Bei der Frau aber war es ein dritter, für Aran-dür kaum erklärbarer Grund gewesen, der ihn unruhig und unwillig gemacht hatte: es hatte ihm Unbehagen bereitet, dass sie ihn so sehen würde, wie er war, obwohl unter seiner bleichen und hageren Hülle seine einstige Schönheit und stattliche Gestalt noch erahnt werden konnte.

Verärgert über sich war Aran-dür einfach stehengeblieben, hatte Interesse an der Landschaft vorgetäuscht, und die Frau mit harten Worten gefragt, was sie in der Nacht herumliefe, in der Hoffnung, dass sein abweisendes Verhalten den gewünschten Erfolg erzielen würde.

Aber sie hatte ihn nicht verstanden - oder nicht verstehen wollen. In dem Augenblick war Aran-dür bewusst geworden, dass sie sich nach Gesellschaft gesehnt hatte, nachdem sie den ersten Schrecken über ihre turbulente Ankunft in Carn Dûm, die Anwesenheit der Orks und die Unnahbarkeit der Diener und Wächter überwunden hatte.

Und sie war auf ihrer Suche nach einem freundlichen Wesen ausgerechnet zu ihm gekommen!

Leise war sie näher getreten und dann hatte ihr kleinerer Schatten neben dem seinen verharret. Aran-dür hatte gehört, wie sie zum Sprechen ansetzte - und einen Entschluss gefasst. Langsam hatte er sich der Frau zugewandt und sie in sein Gesicht blicken lassen. Die Worte auf ihren Lippen waren erstorben, ihre Augen hatten Unglauben und Entsetzen widergespiegelt und einen quälend langen Moment hatte Aran-dür allein Abscheu und Furcht in ihrer Miene gesehen. Dann hatte sie sich umgedreht und war geflohen, als sei ihr ein Ungeheuer auf den Fersen.

Er hatte nach dieser Nacht einige Zeit nichts mehr von ihr gesehen. Sie war auf ihren abendlichen Streifzügen noch vorsichtiger geworden und Aran-dür hatte mit dem Gedanken gespielt, ihr das Tor öffnen zu lassen, damit sie ihres Weges gehen konnte - und aus seinem

Leben verschwand.

Er hatte es sich nicht gerne eingestanden, aber seine Aufmerksamkeit war seit jener nächtlichen Begegnung oftmals bei seiner eigentümlichen Besucherin gewesen. Sie hatte ihn abgelenkt, verwirrt und unruhig gemacht. Als sie dann plötzlich aus freiem Willen zu ihm gekommen war und ihn um Verzeihung gebeten hatte, hatte Aran-dûr ein Gefühl gespürt, welches er kaum noch gekannt hatte: Zufriedenheit. Die Frau hatte es ehrlich mit ihm gemeint, als sie ihm versichert hatte, dass sein Anblick sie nicht mehr entsetzen würde.

Und so war es.

Seitdem konnte er sich in ihrer Gegenwart zeigen, durfte sie berühren, ohne dass sie zurückschrak und sich ihrer selbstlosen Liebe erfreuen, auch wenn er sich immer wieder fragte, wie es seiner Herrin gelang, ihn zu ertragen.

Was sah sie in dem Mann, der er geworden war? Vor allem, weil sie ihn niemals anders gekannt hatte, nichts von seinem einstigen Wesen wusste und oftmals unter seinem Zorn zu leiden hatte.

Wer auch immer dem König von Angmar begegnete, trachtete danach zu fliehen oder sich abzuwenden, wenn er es vermochte. Aran-dûr musste Zauber und List aufbringen, um die, die ihm dienten bei sich zu halten. Die, die er befehligte, spürten seine harte Hand und waren erfüllt von Unbehagen; aber auch Ehrfurcht, weil sie seine Macht sahen und ein wenig an ihr teilhaben konnten.

Doch es gab nichts an Aran-dûr, was Wohlwollen oder gar Zuneigung wecken konnte. Es war gut so und der König war es zufrieden. Seine Krieger gingen für ihn in den Tod, denn sein Zorn erschien ihnen schlimmer als die ewige Nacht, die auf sie wartete. Ja, sie würden sich selbst töten, wenn er es von ihnen forderte. Der Herr von Angmar tat es zuweilen; aus einer grauenhaften Laune heraus, die sich an Furcht und Blut ergötzte.

Seine Herrin wusste von dieser zerstörerischen Lust - und dennoch liebte sie ihn auf ihre stille und unergründliche Weise, blickte über seine Bosheit hinweg oder versuchte, sich ihr heimlich und geschickt in den Weg zu stellen. Aran-dûr bemühte sich vergeblich, ihre Liebe zu ergründen.

Er war der Inbegriff eines grausamen Herrschers, der nur Feinde, aber keine Freunde kannte, und der diese Feinde erbarmungslos zu vernichten gedachte. Der König von Angmar saß auf einem Thron aus den Gebeinen der von ihm erschlagenen Dúnedain und ihre Geister sangen ein qualvolles Lied für ihn, wann immer seine Hände über die bleichen Knochen strichen. Er konnte ihnen Stunde um Stunde lauschen und rief sich dabei den Tod jedes einzelnen ins Gedächtnis.

Aran-dûrs Seele war verdorben und sein Herz verdorrt, er war kalt gegen die Wesen um sich herum; selbst gegen seine Gefährtin, wenn der Zorn ihn überkam und nur das blutige Schwert in seiner Hand ihn bezähmen konnte. Doch manchmal wich der Zorn einem quälenden Schmerz, der unentwegt nagte und mit scharfen Klauen an dem König zerrte; und sein Name war Schuld.

So drückend, dass er es kaum ertragen konnte. Dann war seine Herrin da und gab ihm von ihrer Wärme und besänftigte seinen aufgewühlten Geist. Für sich selber unerklärlich ließ Aran-dûr ihren Beistand zu und zeigte ihr die Seite seines Wesens, die nichts von einem Herrscher in sich barg - aber alles von einem Zweifler und Verlorenen.

Einem Schutzlosen ...

Seine Gefährtin könnte ihn durch ihr Wissen erniedrigen und verlachen, Macht über ihn erlangen, aber der Gedanke daran war ihr fremd. Sie handelte aus Mitleid und einer Zuneigung, die Aran-dûr nicht verdient hatte.

Wenn es ihm möglich war, vergalt er es ihr, so gut er konnte, versuchte freundlich und sanft zu sein und sich um ihr Wohlergehen zu sorgen. Doch nur zu oft stieß der Herr von Angmar seine Geliebte hinweg, nährte seinen Hass und lauschte auf die Worte Saurons, der durch den Ring zu ihm sprach und seinen Willen verkündete.

Dann war kein Platz für die Frau in Aran-dûrs Herz und sie zog sich ergeben zurück, wohl wissend, dass selbst sie ihn weder durch Worte noch durch Taten erreichen würde.

Sauron duldete die Gefährtin an Aran-dûrs Seite, denn er wusste, dass sie ebenso seinem

verderblichen Einfluss unterliegen würde wie sein kostbarster Diener. Durch das Band der Liebe, welches sie mit dem Hexenkönig vereinte und welches sie in schweren Zeiten aufrechterhielt, ohne sich daran zu bekümmern, ob es ihr zum Schaden gereichte. Ihr eigenes Schicksal war der Frau gleichgültig, sie lebte für ihren Herrn, der ihr in stetig seltener werdenden, aber um so beglückenderen Momenten mit Sanftmut und Zärtlichkeit dankte.

Nun stand sie nah vor Aran-dûr und verknotete sorgfältig das letzte Lederband seiner schwarzen Tunika. Als sie ihre Arbeit beendete und aufschaute, beugte der König sich hinab und hauchte seiner Gefährtin einen Kuss auf die hagere Wange. Lächelnd strich sie ihm über das lange, graue und schütterere Haar, welches ihm ungebündelt über die Schultern und bis weit in den Rücken fiel. Halb tadelnd, halb herausfordernd sah sie Aran-dûr an und bedeutete ihm, auf ihrem Lager Platz zu nehmen. Ergeben fügte der Herr von Angmar sich. Auch das gehörte zum Willkommen seiner Geliebten und es war alles andere als unangenehm.

Sie nahm sich einen ihrer Kämmen von der grob gezimmerten Anrichte, die ihre Habseligkeiten enthielt und machte sich daran, Aran-dûrs Haar zu entwirren. Dabei sang sie leise vor sich hin und der König lauschte gedankenverloren der Melodie. Die Stimme der Frau war lange schon ihrer Klarheit beraubt und sie bediente sich einer Sprache, die ihm fremd war, aber die Harmonie ihrer Worte und der Töne bildeten ein ergreifendes Ganzes. Aran-dûr hatte sie nie nach der Bedeutung ihrer Lieder gefragt. Er verstand sie mit dem Herzen. Und er wußte, dass Trauer und Verlust aus ihnen sprachen.

Doch er ahnte nicht, dass diese Trauer allein ihm galt. Er vermutete eine Sehnsucht nach ihrer Heimat oder ihrer Familie dahinter, während sie um sein Schicksal wusste. Immer klarer und schmerzhafter zeichnete sich der Weg des Hexenkönigs vor der Frau ab. Welche unsichtbaren Mächte ihr diese Gewissheit gaben, konnte sie nicht sagen, aber sie zweifelte nicht an ihrer Wahrheit - und Unabdingbarkeit.

Oft sann sie darüber nach, wie ihrem Geliebten zu helfen sei. Doch sie fand keine Lösung, die nicht zum Scheitern verurteilt war. Zwei Dinge standen gegen sie: ein Ring und ihre Liebe. Ersterer war ein Feind, der von Außen kam und sie nur duldeten, wenn sie sich fügten. Diese Lektion hatte sie schnell und angstvoll gelernt.

Und die Liebe?

Durch ihre Liebe hatte sie selbst sich die stärksten Fesseln angelegt, die es gab. Sie hatte es schon lange aufgegeben nach einer Erklärung für ihre Zuneigung zu einem Wesen zu suchen, welches alles andere als liebenswert war. Sie fand keine vernünftigen Gründe und sie konnte nicht auf das Verständnis anderer für ihre Gefühle hoffen. Doch zum Glück brauchte sie vor niemandem Rechenschaft abzulegen.

Wer außer den Männern Carn Dûms wusste von ihr?

Die Krieger kümmerten sich nicht um sie, und die Diener verrichteten ihre Arbeit stumm und teilnahmslos oder gar ängstlich, denn wenn sie es an Demut und Ehrerbietung fehlen ließen, zogen sie sich den Zorn des Königs zu. Also waren sie der Frau gegenüber unterwürfig und stellten keine ihrer Handlungen in Frage.

Die Herrin beendete ihre Arbeit, indem sie die nun glatten und gebändigten Haare des Königs zu einem Zopf flocht, dessen Ende sie mit einem dünnen Lederband umwickelte. So sei es schicklicher, wie sie Aran-dûr immer wieder aufs Neue versicherte, obwohl sie die einzige war, die ihn unverhüllt sah, und ihm selbst schon seit Menschenaltern nicht mehr der Sinn danach stand, zu urteilen, ob er schicklich war oder nicht. Es hatte keine Bedeutung für ihn.

Das leise Rascheln des Gewandes der Frau verriet Aran-dûr, dass sie sich der Anrichte zugewandt hatte, um den Kamm wieder an seinen Platz zu legen. Dann trat sie an den Kamin, um sich zu wärmen. Sie hielt die klammen Finger in den warmen Hauch der knisternden Flammen und rieb sie aneinander, bis das Blut wieder stetig in die Fingerspitzen floss und das unangenehme Kribbeln nachließ. Sie würde sich wohl nie an die Kälte des rauen Landes gewöhnen können, ganz gleich wie lange sie hier im Norden leben durfte.

Sie lächelte verhalten.

Die Kälte bestimmte ihr Dasein und es gab viele verschiedene Arten - eine jedoch war unverkennbar: die in der Gegenwart ihres Herrn. Sie war am wenigsten körperlich, auch wenn die Frau die Nähe des Königs wie einen kühlen Hauch spürte; nein, sie wirkte tiefer, umschloss

die Seele mit einem eisigen Panzer aus Furcht und lähmte die Glieder, falls der König es wünschte. Diese Fähigkeit war eine mächtige Waffe und häufig wirkungsvoller als ein scharfes Schwert.

Aran-dûr betrachtete die schmale Gestalt vor dem Kaminfeuer. Die blasse Haut seiner Gefährtin schimmerte im Schein der Flammen unnatürlich und kränklich. Sie hob eine Hand und strich sich eine spröde Haarsträhne aus dem Gesicht, dessen Konturen hart geworden waren. Das einfache Leben in Carn Dûm hatte sie geprägt, die Sorgen und das bange Warten, wenn der König fort war und die Einsamkeit der Festung von Tag zu Tag erdrückender wurde.

Aran-dûr erhob sich langsam und trat zu ihr. Sie lehnte sich mit dem Rücken an seine Brust und erlaubte ihm, die Arme um ihre knöchigen Schultern zu legen und sie festzuhalten und sein Gesicht in ihren Haaren zu vergraben. Nach einer Weile tasteten ihre Hände zögerlich nach den seinen. Sie fürchtete sich vor dem Ring an seiner Rechten und vermied es nach Möglichkeit das Gold zu berühren.

Sie hatte versucht den König vom Einfluss der Ringes zu befreien - ein einziges Mal mit eindringlichen Worten und einem Flehen in den Augen, das jeden hätte erweichen müssen. Vielleicht auch Aran-dûr, wenn es nicht der Mittelpunkt seines Seins gewesen wäre, den sie angezweifelt und abgelehnt hatte. Und den sie noch immer abstoßend fand. Nichts und niemand konnte den König von seinem Ring trennen, weder Vernunft noch Leidenschaft, weder Bitten noch Gewalt. So machtvoll Aran-dûr auch war, er war unfähig sich des Ringes zu entledigen und sich seinem wahrhaftigen Besitzer zu entziehen. Es war schon lange zu spät und es würde bedeuten, sich Saurons Zorn aufzuladen.

Mehr noch: ohne den unscheinbaren Reif aus Gold und der finsternen Gewalt, die ihn beherrschte, würde der König seines Lebensfunkens beraubt und dem Verderben preisgegeben werden. All diese Gründe verbanden ihn untrennbar mit dem Schicksal des Ringes und niemand durfte es wagen, sich dieser unseligen Gemeinschaft in den Weg zu stellen.

Die Gefährtin des Königs war nicht die erste, die diese Erfahrung machen musste; noch immer erschauerte sie, wenn sie an den Augenblick zurückdachte, in dem der Tod seine Hände schon nach ihr ausgestreckt hatte, nur weil sie sich und die Bande der Liebe stark genug geglaubt hatte, um Einsicht zu wecken. Sie hatte mit allem gerechnet, nur nicht mit dem entsetzlichen Zorn ihres Herrn, der sein Schwert gegen sie erhoben und sie beinahe erschlagen hatte.

Auch Aran-dûr erinnerte sich oft. Das blanke Schwert in der Hand und zum Zustoßen bereit, fast blind vor Hass, hatte ihn im letzten Moment etwas innehalten lassen. Es war nicht die Tatsache gewesen, dass die Frau keine Gnade erbeten hatte, dass sie nur zwei Schritte zurückgewichen war und die Furcht ihr ebenmäßiges Gesicht verdüstert hatte. Nein, der Ausdruck in ihren Augen war es gewesen und das rote Glimmen dort, fern wie ein Licht in einem tiefen Brunnen, doch unverkennbar für den König.

Von da an wusste Aran-dûr, dass der selbe böse Geist von seiner Gefährtin Besitz ergriffen hatte, der auch ihn seit vielen Menschenaltern gefangen hielt. Seine Gegenwart hatte begonnen die Frau zu vergiften, und seine Nähe sie zu verwandeln, weil sie ihm ihre Seele geöffnet hatte, in der Hoffnung ihre Reinheit könne ihn schützen oder gar von seinen Fesseln befreien.

Das konnte und würde niemals geschehen. Aran-dûr würde es nicht zulassen, und auch Sauron nicht. Der König brauchte die Gewissheit der Gegenwart seines Herrn, sie war seine ureigenste Lebenskraft, an die er sich klammerte, wie ein Ertrinkender an den letzten Halt.

Aber der Herr von Angmar brauchte auch die Frau an seiner Seite. Sie war die einzig wahrhaftige Verbindung zur Welt der Lebenden geblieben, der er mehr und mehr entrückt wurde; ein Licht in seiner Finsternis, das ihm den Weg wies - auf eine andere Art als der Ring

...

Und doch war es dieser unscheinbare Reif, der den König und seine Gefährtin enger zusammenschmiedete, je länger sie beieinander waren und der auch das Schicksal der Frau einst besiegeln würde.

Aran-dûr zog seine Geliebte noch ein wenig enger an sich, sie schaute kurz auf und nickte.

Dann wandte sie den Blick wieder ab, schloss die Augen und wartete auf den Bericht ihres Herrn. Er brauchte keine Worte, um ihr von der Schlacht zu erzählen. Sie hatte ihm ihren Geist geöffnet und so sah sie durch seine Augen, hörte mit seinen Ohren, während er sich an die vergangenen Tage und ihre ereignisreichen Momente erinnerte.

Der König ersparte ihr nichts, denn sie wollte es so, wollte verstehen und begreifen, was in ihm vorging, wenn er in einen Kampf zog; und was ihn antrieb zu seinen Taten. Aber er zeigte ihr auch das Schöne - die tief verschneiten Wälder und Hügelkuppen im Mondlicht, die Weiten des Nordens an einem Tag, an dem die Sonne hinter dichten Wolken verborgen war und seinen Geist nicht blenden konnte. Die wilden Gänse, die aus noch kälteren Gefilden nach Süden zogen, ferne, erhabene Gestalten am Firmament ...

Nur für seine Gefährtin mühte sich Aran-dür seine Aufmerksamkeit auf Dinge zu lenken, die ihn selbst seit langem nicht mehr erfreuten und ihm gleichgültig geworden waren. Denn allein durch ihn hatte sie Anteil an der Welt, die ihr verschlossen blieb, weil sie seit dem Tag ihrer Ankunft Carn Dûm nicht mehr verlassen hatte.

Es war ein selbstgewähltes Exil, von der Frau wohlüberlegt in Kauf genommen, aber nicht weniger bitter als eine Gefangenschaft - auch wenn der Kerker eine uneinnehmbare Festung war und der Kerkermeister um das Wohlergehen seiner Gefangenen besorgt.

Aran-dür schüttelte bei diesen Gedanken leicht den Kopf, sie missfielen ihm, doch sie entsprachen auf ihre Art der Wahrheit. Es war seltsam, dass er sich darum bekümmerte, während sie, die es betraf, nur leise lachte oder ihn entrüstet abwies, wann immer er ihr die Freiheit anbot. Sie wollte nicht gehen - und vielleicht konnte sie es auch nicht mehr, genauso wenig, wie er sich noch von seinem Ring trennen konnte.

Dennoch würde er versuchen, ihr immer aufs Neue die Möglichkeit der Wahl zu geben - und sei es auch nur aus dem einfachen Grund die Tiefe ihrer Liebe zu ihm zu erproben, die so rätselhaft für ihn war, dass er die Suche nach einer Antwort nicht aufgeben wollte und weil ein winziger Teil von ihm der Versicherung dieser Liebe bedurfte.

Und so sagte er: "Du hast dich verändert. Mir will scheinen, dass ich dich bei jeder Rückkehr geschwächerter vorfinde. Das Leben in meinem kargen Land tut dir nicht gut und noch weniger die Einsamkeit in diesen eisigen Höhen. Nach Westen oder Süden hin solltest du dich wenden ..."

Die Frau wand sich kraftvoll aus den Armen des Königs. Manches Mal war sie dieses Spiel leid, welches die Ehrlichkeit ihrer Zuneigung in Frage stellte und sie herausforderte, aber sie wusste auch, dass sie es spielen musste, weil der König ihr auf diese Weise zeigte, was sie ihm bedeutete.

"Ist das die Begrüßung die ich verdient habe, mein Herr?" fragte sie mit einer Spur Schärfe in der Stimme. "Kaum seht Ihr mich wieder, denkt Ihr daran, mich fortzuschicken! Ich weiß Eure Sorge zu schätzen, aber sie ist unbegründet. Was gäbe es fern von Carn Dûm für mich - fern von Euch? Mir ist die Welt außerhalb Angmars fremd und man wird mir wenig Liebe entgegenbringen. Ihr habt Recht, ich verändere mich und wir beide kennen den Grund dafür. Doch es tut mir nicht Leid, wenn mein Leib und meine Seele eine Wandlung erfahren, denn dies bringt mich näher zu Euch. Weist mir die Tür, aber seid gewiss, dass ich Carn Dûm nicht lebend verlassen werde! Dies war und wird meine Antwort auf Eure Herausforderung sein, wann immer Ihr sie aussprecht."

Der König neigte ergeben das Haupt.

"Verzeih mir", antwortete er leise. "Ich bin ungerecht gegen dich und nur auf meinen Vorteil bedacht. Ich selber traue mir nicht und so beargwöhne ich deine Liebe, obwohl du sie mir mit unendlicher Geduld schenkst. Ich kann nicht ergründen, weshalb das Schicksal dich an meine Seite gestellt hat und welche Kraft in dir wirkt, dass du mich erdulden kannst."

"Auf viele Fragen gibt es keine leichten Antworten und auf manche werden wir nie eine finden", entgegnete die Frau nachdenklich. "Mein Herz gehört Euch, bis es aufhört zu schlagen. Mein Wohl und Wehe ist an das Eure gebunden. Und selbst wenn ich an den Ort zurückkehren könnte, der einst meine Heimat war, würde ich es nicht wollen. Es ist ein Leben, das ich hinter mir gelassen habe. Fern wie Aman und ebenso unerreichbar. Nein, mein König, der Weg führt voran - und ich will und werde ihn mit Euch gehen."

Aran-dûr sah seine Gefährtin an. Der tiefe Ernst in ihren Worten berührte seine erkaltete Seele und er wusste einmal mehr, dass er nur ihr zu verdanken hatte, sich noch nicht vollkommen in der Unmenschlichkeit verloren zu haben, die der Ring an seiner Hand und sein wahrer Gebieter ihm Stück um Stück aufzwingen. Die Frau, die vor langer Zeit auf wundersame Weise zu ihm gekommen war, hielt ihn in der Welt der Lebenden und des Lichts. Für sie würde er sich bis zum bitteren Ende gegen die verlockende Umarmung der Dunkelheit wehren, die ihm unvorstellbare Macht und Unsterblichkeit verhiess.

Doch wie lange würde es ihm noch gelingen? Und was würde es für *sie* bedeuten?

Sanft berührte Aran-dûr die Wange der Frau mit seiner knöchigen Hand und streichelte sie. "So hoffe ich, dass du deine Entscheidung niemals bereuen musst", sagte er. Dann kehrte er ihr den Rücken zu und trat zu einem kleinen, dreibeinigen Tisch auf dem sich eine Karaffe mit Wein und zwei silberne Becher befanden. Den einen füllte er zur Hälfte mit der dunkelroten Flüssigkeit und kam an den Kamin zurück.

Die Frau beobachtete den König, wie er den Becher auf den Kaminsims stellte, damit der Wein ein wenig wärmer wurde. Sie mochte den schweren Trunk nicht sonderlich, aber er bot die einzige Abwechslung zum erhaltigen Wasser aus den Bergen, das immer ein wenig nach Eisen schmeckte und dem geschmolzenen Schnee, der im Winter das Wasser ersetzte, wenn der Frost selbst die munterste Quelle mit einem Panzer aus Eis überzogen hatte. Milch gab es nicht in Carn Dûm. Die Bediensteten und Bewaffneten hielten sich kein Milchvieh und auch die Wilden Menschen aus dem Nebelgebirge waren keine Bauern und Hirten sondern Jäger, die sich um die Versorgung der Festung mit Fleisch kümmerten, wenn der Vorrat nach einem Raubzug zur Neige ging und die kalten, dunklen Kammern unter dem Berg mit gepökeltem und getrocknetem Fleisch gefüllt wurden, welches im Winter, wenn das Wild knapp war, unter den Kriegern und Dienern verteilt wurde.

Auch wenn die Frau die Schlachten verabscheute, die geschlagen wurden - sie kam nicht umhin, die bis zum Bersten beladenen Wagen der Heimkehrenden zu begrüßen. Der Speiseplan war nur in diesen Zeiten nicht eintönig, denn die Menschen unter dem Gefolge des Königs raubten Mehl oder Getreide und wenn möglich auch Obst, welches gedörrt und haltbar gemacht wurde. Aus den Plünderungen stammte auch der Wein.

Die Frau hatte sich an das Nahrungsangebot gewöhnt und ihr Körper litt seit langem nicht mehr an Mangelerscheinungen; was ihm an natürlicher Kraft fehlte wurde durch die enge Verbindung mit dem König mehr als ausgeglichen.

Aran-dûr selbst nahm kaum noch etwas zu sich. Er spürte weder Hunger noch Durst und nur wenn seine Gefährtin ihn bat, trank er ihr zuliebe einen Schluck Wein und versuchte sich an den Geschmack des Rebensaftes zu erinnern.

Aber sie tat es selten und gab sich damit zufrieden, wenn der König ihr bei den Mahlzeiten Gesellschaft leistete.

"Ich werde keinen Grund zur Reue haben, mein König", antwortete die Frau nach einer Weile. "All die Jahre in Eurer Gegenwart haben mich stark gemacht, und was auch geschehen mag, ich habe keine Angst um mich - einzig um Euch ..."

Der Herr von Angmar lächelte und wortlos reichte er seiner Geliebten den angewärmten Becher. Kleine Wölkchen stiegen aus dem glänzenden Gefäß auf und der Duft der warmen Flüssigkeit vermischte sich mit dem Geruch des brennenden Holzes und dem Hauch des Öls, das die Frau auf der Haut trug.

Sie nahm den Becher, hielt ihn in beiden Händen und trank den Wein in kleinen Schlucken. Dabei betrachtete sie ihren Herrn über den Rand des Bechers hinweg, sie ließ ihn nicht aus den Augen, bis sie das Gefäß geleert hatte.

Wiederum lächelte der König. Diese Gewohnheit hatte seine Gefährtin niemals abgelegt. Damals war es eine Geste der Unsicherheit und der Furcht gewesen und der Blick in ihren Augen der eines gehetzten und in die Enge getriebenen Tieres.

Aran-dûr dachte an den Tag zurück, als sie zu ihm gekommen war; ein Wintertag wie dieser, der Schnee hatte das Land unter einem weißen Tuch begraben und der Morgen war in absoluter Stille heran gekrochen gekommen ...

Kapitel 3 Das Gespräch

Die Nacht war stürmisch, wild und eisig.

Mit Urgewalt fegte der Wind um die Mauern der Festung und rüttelte unablässig an ihnen, als wollte er sie einreißen. Und enttäuscht brüllend rannte er immer wieder gegen den Stein an, denn seine Bemühungen war kein Erfolg vergönnt. Niemand wagte sich in das Inferno hinaus und Aran-dûr hatte den Wächtern auf den Zinnen und am Tor erlaubt, ihre Posten zu verlassen. Zu wertvoll waren ihm diese Dúnedain für einen Tod durch Wind und Kälte, der seinen Triumph über diese stolzen Menschen nicht mindern sollte, die er in seinen Dienst gezwungen hatte.

Einzig den König hielt der wütenden Sturm nicht davon ab, den allabendlichen Gang auf die Spitze des Turmes zu wagen, weil es zu einem immerwährenden Ritual geworden war. Mit all seiner Kraft musste er sich gegen die eichene Tür stemmen, die sich nach außen öffnete und die der Wind nicht freigeben wollte. Doch plötzlich sprang sie mit lautem Getöse auf und schlug so heftig gegen die Turmwand, dass das Geräusch einem Donnerschlag gleichkam. Unbeeindruckt trat Aran-dûr hinaus und so als wirke seine Anwesenheit besänftigend, ließ der Wind einen Augenblick lang nach und die Tür fiel fast lautlos ins Schloss zurück.

Der Herr von Angmar lächelte.

"Komm zurück, mein stürmisches Kind", flüsterte er. "Ich bin dir nicht gram."

In seinem Reich war der König eins mit den Gewalten des Himmels, wenn er es wollte, er genoß ihre ungebändigte Wildheit und konnte über sie gebieten. Sie wagten es nicht, ihn ohne seine Erlaubnis anzutasten. Selten gab Aran-dûr seinen ungeschützten Körper den Elementen preis. Wenn er es tat, dann dem Regen in einer Sommernacht oder den weichen Schneeflocken, die wie Federn umher gewirbelt wurden. Jedes Mal versuchte er, sich das Gefühl eines warmen Regentropfens ins Gedächtnis zu rufen, der sein Gesicht berührte, die Weichheit und Beschaffenheit des Wassers oder wie das Streicheln einer Hand ...

Aber es gelang ihm nicht völlig. Aus dem sanftesten Regen wurde stets eine kalte Gischt und seine Erinnerungen trugen ihn in eine vergessen geglaubte Vergangenheit, die von schaubedeckten Wogen, dem Knarren großer Planken und dem Flattern mächtiger Segel bestimmt gewesen war. Vom Meer und einer Insel, die vor langer Zeit ein Opfer der Fluten geworden war. Und die Schneeflocken verwandelten sich in weiße Blüten, die zu abertausenden zur Erde sanken und sie mit einer im Wind wogenden Decke schmückten.

Auch wenn er es niemandem eingestanden hätte, Aran-dûr konnte Númenor nicht vergessen, die blumenübersäten Hügel und die Bäume, das Land, über dem immerwährend ein Duft nach Sommer gelegen hatte, die hohen Klippen im Norden, an denen sich die tosenden Wellen gebrochen hatten. Die Schreie der Adler, die sich auf kraftvollen Schwingen vom Sturm hatten tragen lassen.

Er hatte seine Heimat geliebt - und sie doch verlassen, die Unruhe in seinem Herzen nicht bezwingen können, die ihn umgetrieben hatte wie ein Blatt im Wind. Er war auf einer immerwährenden Suche gewesen, um die sehnsüchtige Stimme zum Schweigen zu bringen, die ihm eingeflüstert hatte, es gelte alle Geheimnisse der Welt zu ergründen ...

Also hatte er sein altes Leben hinter sich gelassen, in der Hoffnung, in der Fremde ein neues beginnen zu können. Zunächst hatte sich diese Hoffnung tatsächlich erfüllt, denn an den Gestaden Mittelerdes angelangt, hatte Aran-dûr sich ein Reich erschaffen und war unter den Menschen ein König geworden. Kein schlechter Tausch für einen Fürsten aus Númenor, so war es ihm damals erschienen - und für eine Weile war die fordernde Stimme verstummt gewesen. In trügerische Sicherheit hatte sie ihn gewiegt und vielleicht wäre sie nicht mehr erklungen, wenn Sauron nicht gekommen wäre ...

Ja, Aran-dûr konnte Númenor nicht vergessen; doch wo einst Liebe gewesen war, regierte nun der Hass und er blickte mit Verachtung auf die kläglichen Reste eines großen Erbes: die Dúnedain und ihre Reiche im Norden. Rhudaur hatte sich als schwach erwiesen und war unter die Herrschaft Angmars gefallen; Cardolan würde bald folgen, und Arthedain erwartete ein ähnliches Schicksal, denn Sauron würde nicht dulden, dass Elendils Erben jemals wieder an

Stärke gewannen und ihn erneut demütigen könnten. Aus diesem Grund war auch die Zukunft Gondors vorherbestimmt.

Das südliche Königreich war ein Ärgernis für den Dunklen Herrscher, mehr noch als das nördliche, denn es lag vor seinen Toren und hatte ein wachsames Auge auf Mordor gerichtet. Durch die Festung Minas Ithil war Gondor zum Greifen nahe und Sauron zu Heimlichtuerei gezwungen, da jede Regung aus dem Osten mit Argwohn aufgenommen werden würde. Doch die Zeit, den freien Völkern offen die Stirn zu bieten, war noch nicht gekommen.

Geduld und Besonnenheit zählten.

Aran-dûr nannte beides sein eigen. Aber manchmal überkam ihn eine erwartungsvolle Unruhe. Er wusste, dass diese Empfindung immer dann aufkeimte, wenn auch Sauron an die Zukunft dachte, die der Dunkelheit gehörte. So verlor der König von Angmar keinen weiteren Gedanken an das mitnichten unangenehme Gefühl in seiner Brust. Er schaute hinaus über sein Reich.

Im Westen war der Himmel noch klar und der Horizont erglühte rot. Die schmale Sichel des abnehmenden Mondes hing tief und neben ihr gewann der Abendstern an Strahlkraft. Doch das dunkle Wolkenband, welches bereits über Carn Dûm schwebte, eilte dem scheidenden Licht nach und vertrieb es.

Wie schwarze Rösser jagten die Wolken über den Himmel, verdichteten sich und wuchsen in die Höhe. Feine Blitze begannen in ihren oberen Schichten zu zucken und gelbes Licht flammte auf. Fern im Osten begann ein tiefes Grollen. Es gewann an Stärke und entlud sich mit einem gewaltigen Donnerschlag.

Ein Wintergewitter schob sich heran. Die Blitze in den Wolken wurden zahlreicher und nun fanden sie ihren Weg hinab; manchmal als dünne Striche, manchmal wie leuchtende Säulen aus knisterndem Feuer, die den Himmel erhellten und Aran-dûr zwangen, vor dem blendenden Licht die Augen zu verschließen.

Viele Blitze schlugen in die Berggipfel der Umgebung ein; ihre Hitze schuf geschwärzte Narben im Gestein des Nebelgebirges, welches von Anbeginn diese Zeichen einer machtvollen Natur trug - aber Carn Dûm lag unter dem Zauber des Hexenkönigs und war geschützt.

Das Gewitter fand schnell seinen Höhepunkt und zog nach Westen weiter. Doch der Sturm verharrte über dem Land. Die Luft hatte sich noch einmal merklich abgekühlt. Kurz riss die Wolkendecke über der Festung auf und gab den Blick auf die Myriaden Sterne frei, deren Funkeln dem von Diamanten glich.

Kalt und fern waren sie, schauten unbeteiligt auf die Welt hinab, der sie ihr Licht schenkten. Aran-dûr gönnte ihnen keinen Blick. Er hasste ihre Schönheit, weil sie das Erscheinen der Erstgeborenen begleitet hatten und von den Elben verehrt wurden. Er hasste ihren Schein, denn sie waren wie unzählige leuchtende Augen, die auf ihn blickten, um sein schwarzes Herz zu ergründen. Er fühlte sich preisgegeben und zornig hob er eine Hand, sprach einen Zauber, der die Macht der Sterne brechen sollte.

In wenigen Augenblicken verdeckten bereits wieder Wolken den Himmel. Sie waren hell und hingen tief und versprachen ausgiebige Niederschläge. Der erste Schauer ließ nicht lange auf sich warten. Dicke Hagelkörner stürzten in vom Wind getriebenen Bänder zur Erde. Wenn sie auf dem Stein der Festung aufschlugen, sprangen sie in allen Richtungen davon oder zerbarsten in kleine Stücke. Aran-dûr fühlte sich beim Geräusch des fallenden Eises an das Aneinanderschlagen von Knochen und das Reiben von Metall auf Metall erinnert. Er beobachtete die Hagelkörner um sich herum. Bald bildeten sie eine weiße, glitzernde Schicht auf dem kupferbeschlagenen Stein - nur dort, wo er stand, gab es keinen Teppich aus Eis.

Langsam verebte der Schauer. Doch bald folgte ihm ein weiterer nach. Diesmal begannen Flocken zu fallen. Erst waren es einzelne, die sanft zu Boden sanken, kleinen Blüten gleich, die eine Frühlingsbrise durch die Luft tanzen ließ. Eine Sturmböe jedoch verwandelte den friedlichen Augenblick jäh in ein wildes Chaos aus wirbelndem Weiß und beißender Kälte. Bald fiel der Schnee stetig und dicht. Selbst Aran-dûrs Augen, die des Nachts die Welt des Sichtbaren und Unsichtbaren durchmaß, mussten sich dem Schleier des Schnees geschlagen geben.

Aber noch war der König nicht bereit, seinen Platz zu verlassen. Einen solchen Moment galt

es auszukosten. Der Wind umschmeichelte den Herrn von Angmar, spielerisch zupfte er am Saum des dunklen Mantels, der Aran-dürs hagere Gestalt verhüllte, doch weiter wagten sich seine unsichtbaren Finger nicht. Er sang sein grausames Lied - und der König lächelte. Zufriedenheit erfüllte Aran-dürs Herz. Hier und jetzt, einen Lidschlag lang, gab es nur ihn und den Wind, die Welt um ihn herum war in weite Ferne gerückt, Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft bedeutungslos ...

Der König streckte die Arme aus, löste den Zauber, der das Wetter bannte. Im gleichen Moment riss der Sturm mit Macht an seinen Gewändern, und zerrte die Kapuze von seinem Gesicht, als habe er nur darauf gewartet, das gleichermaßen schöne wie schreckliche Antlitz des Herrn von Angmar zu entblößen.

Aran-dür blickte gen Himmel. Schneeflocken legten sich auf seine kalte Haut, bis der Wind sie vertrieb und sie unbeschadet ihre Reise fortsetzen konnten.

So stand der Herr von Angmar lange Zeit in Gedanken verloren da, doch dann schickte er seine Sinne mit den tanzenden Flocken hinaus, folgte ihnen, als sie über Grate und Schluchten wirbelten und erfreute sich an den Klängen des Windes, wenn er über Gestein und durch die kahlen Äste knorriger Bäume fegte.

Auch in die grauen Wolkenmassen ließ er sich führen, bis seine Seele berauscht war und er sich wünschte, dass in diesem Augenblick die Ewigkeit begann ...

Die Stimmen der großen Wölfe, die auch eine solche Nacht nicht schrecken konnte, riefen Aran-dür in die Gegenwart zurück. Er antwortete den Tieren mit einem Lachen, aus dem Bitterkeit aber auch Erwartung erklang. Der Sturm begann an den Grundfesten des Turmes zu rütteln, so als wolle er die alleinige Aufmerksamkeit des Herrn von Angmar auf sich ziehen, und riss die schwere Eichentür aus dem Schloss.

Der König nickte.

Es war an der Zeit sich zurückzuziehen, denn es galt, sich auf eine Begegnung vorzubereiten, die Schrecken und Entzücken gleichermaßen in sich barg.

Nachdem Aran-dür das Turmzimmer betreten und die Tür zur Balustrade mit einem Zauber verschlossen hatte, begab er sich in die Mitte des Raumes. Dort, auf dem abgewetzten Steinboden befand sich eine verschlungene Rune. Sie war wie die sich weit verzweigende Krone einer alten Eiche geformt und bildete ein Oval, an dessen oberer und unterer Seite sich eine schmale Aussparung befand, die in einem Kreis endete. Die Erbauer des Turmes hatten die Rune vor langer Zeit in den Boden meißeln und mit Sternensilber ausschlagen lassen. Ihre Bedeutung war in Vergessenheit geraten; selbst der König von Angmar war sich nicht sicher, ob sie als schmückendes Beiwerk oder rituelles Symbol gedient hatte - aber für ihn erfüllte sie ihren Zweck.

In der vollkommenen Dunkelheit des Zimmers bewegte Aran-dür sich mit schlafwandlerischer Sicherheit. Er sah alles wie durch einen feinen Nebel, der die Schwärze erhellte, den wenigen Gegenständen im Raum Konturen gab und die Luft hier und da in einem magischen Schein schimmern ließ.

Neben der Rune stand ein hohes Piedestal aus Eisen, auf dem sich eine Karaffe mit Wasser befand. Ihre Öffnung war mit einem Tuch abgedeckt. Der König zog es nun fort und ergriff das kristallene Gefäß. Auf dem Wasser hatte sich eine dünne Eisschicht gebildet, sobald die kalte Luft in die Karaffe geströmt war. Langsam und feierlich neigte der Herr von Angmar das Kristall, bis sich das Eis und die ersten Tropfen lösten. Sie fielen in den Mittelpunkt der Rune und gefroren dort augenblicklich, bildeten eine flache Kappe aus Eis, auf die Aran-dür nun den Rest des Wassers goss.

Schnell verteilte es sich auf dem stumpfen Silber. Aran-dür beobachtete den trägen Lauf des Wassers für eine Weile; es suchte sich seinen Weg und bald bedeckte eine gleichmäßig hohe Schicht aus Eis die verschlungene Form der Rune. Zufrieden wandte der Herr von Angmar sich von ihr ab und dem alten Tisch zu, auf dem eine Kerze in einem silbernen Leuchter stand, dessen Fuß dem schlanken Hals eines Drachen nachempfunden war und dessen aufgerissenes Maul die Kerze hielt.

Mit einer Geste entzündete der König den Docht. Das Licht flackerte kläglich und erhellte nur wenig. Aran-dür nahm den Leuchter und kehrte zur Rune zurück. Genau in ihrer Mitte stellte er den Leuchter ab. Ein heller Ton erklang und das Eis gab ein leises Summen von sich,

so als sei es in Schwingungen geraten.

Dann ließ der König seinen schweren Mantel von den Schultern gleiten und sank auf ein Knie nieder. Niemand hätte geglaubt, dass der Herr von Angmar zur Demut fähig war, zu machtvoll erschien er und zu schrecklich war sein Ruf. Aber in der Heimlichkeit seines Gemaches würde er gleich sein Haupt beugen, vor seinem Meister - erfüllt von Erwartung; und Furcht.

Langsam streckte Aran-dûr die rechte Hand aus. Als seine Finger sich der Kerze näherten wich die Flamme einen Augenblick zurück und drohte zu verlöschen. Ihr warmer Glanz spiegelte sich in dem goldenen Reif wider, den der König trug.

Geduldig hielt Aran-dûr die Hand über die Kerze. Ihre Hitze berührte sein kaltes Fleisch und bereitete ihm Schmerzen; ein selten empfundenes Gefühl, denn sein Körper war mit den Jahren gegen die Schwächen des Fleisches gleichgültig geworden. Aber die Macht des Feuers - die Macht Saurons - nahm ihn gefangen und quälte ihn. Zugleich jedoch diente sie ihm.

Das Flackern der Kerze war einem steten Schein gewichen und Aran-dûr senkte die Hand, wappnete sich gegen den scharfen Schmerz, der nun folgen würde.

Die Flamme loderte einen Augenblick auf, gierig leckte ihre feurige Zunge an dem glatten Gold des Ringes und erleuchtete den erlesenen Rubin. Und so, als habe das Feuer ausreichend Kraft besessen, schien es, als löse sich ein winziger Tropfen aus flüssigem Gold von dem Reif. Langsam und schwerfällig fiel er hinab auf die Rune und das Eis. Doch statt dort zu erstarren, breitete er sich aus, gewann rasch an Dichte und glitt die eisige Hülle des Silbers entlang, bis sie vollkommen von einem golden glitzernden Schleier überzogen war.

Aran-dûr stellte rasch die Kerze beiseite und der Luftzug brachte sie zum Erlöschen. Sie hatte ihren Zweck erfüllt: einen magischen Spiegel zu erschaffen und zu beleben helfen. Der König ließ sich erneut auf ein Knie nieder, die Augen unverwandt auf das rötlich schimmernde Gold gerichtet, den Schmerz nicht beachtend, den das intensiver werdende Licht hervorrief, welches nun eine gleichmäßige Fläche im Durchmesser der Rune eingenommen hatte. Er wusste, dass die Zeit fast gekommen war und ertrug den Unbill, den sein Handeln brachte, mit Gleichmut.

Mit einem Male verdunkelte sich die goldene Scheibe und Schwärze begann sich an ihren Rändern zu bilden, die langsam in die Mitte der Rune kroch, dort verharrte und sich dann aufzulösen begann. Der goldene Spiegel wirkte wie blankpoliert - und er zeigte einen weitläufigen, düsteren Raum, in dessen Zentrum sich ein hochlehner und großer Stuhl befand. Auf diesem throngleichen Sitz hatte eine Gestalt Platz genommen. Sie war in ein erlesenes Gewand gekleidet, dessen tiefblauer Stoff mit Edelsteinen besetzt war. Um die mächtigen Schultern lag ein Mantel und das Gesicht überschattete eine weite Kapuze.

Doch Aran-dûr wusste um Saurons äußere Hülle, die schrecklich anzusehen war, er spürte den bohrenden Blick seines Herrn, dessen Augen wie flüssiges Gold schimmern konnten oder zorn erfüllt glühten. Jetzt waren sie ausdruckslos auf den König gerichtet.

"Mein Gebieter ...", begann der Herr von Angmar, "bald werde ich mich aufmachen und Cardolan für Euch erobern. Es wird ein leichtes Unterfangen sein, denn König Varahir ist alt und die Zahl seiner Männer gering. Ich habe das Reich lange beobachtet. Die Menschen wähen sich in einer ruhigen Zeit und ihre Wachsamkeit hat nachgelassen ..."

Die Gestalt auf dem hohen Sitz nickte bedächtig. Als sie zu sprechen anhub, kroch ein Schauer durch Aran-dûrs Glieder. Saurons Stimme war weder leise noch laut, doch sie schwebte wie eine dunkle Wolke durch den Spiegel aus Eis, verzerrt und hohl und drang in den Geist des Königs ein, setzte sich in seiner Seele fest, so dass er sie noch Stunden später immer wieder hören würde.

"Dann soll es noch eine Weile so sein", erwiderte der Dunkle Herrscher. "Ich habe eine andere Aufgabe für dich, eine wichtige, die nicht nur der Eroberung des Nordens dienlich sein wird. Rufe die ... *anderen*."

Einen Augenblick war Aran-dûr verwirrt.

Die anderen?

Doch dann begriff er.

"Ja", flüsterte Sauron und ließ all seine Bosheit in dieses eine Wort fließen. Es war alles gesagt.

Aran-dûr sah, wie sich eine schattenhafte Hand hob und der Spiegel sich urplötzlich verdunkelte, der goldene Glanz des Eises war vergangen. Rasch erhob sich der König von Angmar und trat zurück. Sauron hatte ihre magische Verbindung unterbrochen. Nun suchten sich die Kräfte, die sie aufrecht erhalten hatten, einen Weg. Die Rune begann zu glühen, bis das Silber beinahe weiß schimmerte, das Eis erhitzte sich, schmolz und verdampfte laut zischend. Aran-dûr beobachtete, wie sich die dichten Dampfwolken langsam auflösten. Träge waberten feine Reste umher. Die feurige Rune erlosch mit ihrem Vergehen, und bald lag das Turmzimmer wieder in Dunkelheit.

Der Herr von Angmar stand sinnend da. Es war lange her, dass er einen Gedanken auf seine Weggefährten gerichtet hatte. So lange, dass er sie beinahe vergessen hatte. Damals, als Sauron in die Schatten hatte fliehen müssen und die Neun ohne ihren Herrn in eine beängstigende Welt der Leere und der Verzweiflung gestoßen worden waren, hatten sie sich unwillentlich getrennt. Jeder für sich war in einen Zustand verfallen, dem Raum und Zeit nichts anhaben konnten.

Als Aran-dûr erwacht war - als eine unstete Gestalt unter der Sonne - hatte er die anderen nicht spüren können; ebensowenig wie die Gegenwart Saurons. Doch der Ring an seiner Hand und seine eigene Existenz waren Zeichen genug gewesen, dass der Dunkle Herrscher und der Eine nicht vernichtet worden waren. Aber von beiden fehlte jede Spur; und Aran-dûr war nicht an den Ort der Niederlage zurückgekehrt, sondern hatte sich nach Norden gewandt, in die kühlen Gefilde Mittelerdes, getrieben von einem Willen, der nicht nur der seine gewesen war, und der Absicht, Rache zu nehmen.

Nach und nach hatte er begonnen sich in der Welt wieder zurechtzufinden, an Macht zu gewinnen und an Gestalt. Es war ihm zunehmend leichter gefallen, die Schwachen und Ängstlichen unter seine Herrschaft zu zwingen und die Orks des Nebelgebirges zu seinen Untertanen zu machen.

Dann, an einem grauen Herbsttag, hatte er die verlassene Festung am Rande des Hithaeglir entdeckt, ihren Wert erkannt und sich dort niedergelassen. Frei von allen Banden, wie es schien - jedoch von einem unbestimmten Verlangen gepeinigt, welches ihn insgeheim auf die Wiederkehr des Einen Ringes und seines Gebieters hoffen ließ.

Und bald war auch Sauron wieder aus den Schatten hervorgetreten. Ohne den Einen Ring an seiner Hand nur ein schwaches Abbild seiner selbst und gezwungen, sich unerkannt zu verbergen, aber ihm entging wenig und als er von einem erstarkenden Reich im Norden Mittelerdes Kunde erhielt, dessen geisterhafter König für alle eine Rätsel war, wusste er, dass es einer der Neun sein musste.

Seine Herrschaft über sie war mit dem Verlust des Einen nicht geringer, aber anders geworden. Sie waren seinem direkten Zugriff entzogen und er konnte ihre Gedanken nicht mehr lenken und lesen, als seien es die seinen. Acht waren auch weiterhin vor ihm verborgen. Aber der mächtigste der Nazgûl war wieder erwacht. Ihn galt es zu führen und es kam Sauron Zupass, dass er sich bereits in Arnor befand.

Also hatte er einen ganz besonderen Boten ausgeschickt ...

Damals hatte man in Angmar noch so etwas wie Gastfreundschaft gepflegt, denn Aran-dûr war darauf bedacht gewesen, bei den Fürsten der drei Reiche keinen Argwohn zu erwecken und ihnen keinen Grund zur Wachsamkeit zu geben. So hatte niemand den Boten am Vorankommen und dem Betreten Carn Dûms gehindert, und als er verlangt hatte, vor den König geführt zu werden, war seinem Wunsch entsprochen worden.

Und gemäß seiner Bestimmung als Saurons Mund hatte er dem Herrn von Angmar die Botschaft seines Gebieters überbracht: Im Norden solle er bleiben und die Vernichtung der Dúnedain mit all seiner Macht anstreben, zugleich jedoch sei es seine Pflicht, dem Dunklen Herrscher regelmäßig Bericht zu erstatten.

Deshalb hatte Aran-dûr sich an alte Zauber erinnert und neue gewoben, die es ihm ermöglichten mit seinem Gebieter zu sprechen. Es war ihm nicht in den Sinn gekommen, sich zu widersetzen, obwohl Saurons erbarmungsloser Griff sich durch den Verlust des Einen Ringes gelockert hatte. Zu tief war die Abhängigkeit von seinem Herrn und der Reif an seiner Hand

sorgte dafür, dass es auch so blieb, denn trotz der Freiheit, die der König sein eigen nennen konnte, war er dem Streben Saurons unterworfen, sich Mittelerde untertan zu machen.

Alles, was Aran-dûr tat diente nur diesem Ziel; ganz gleich ob er es für seine eigene Entscheidung hielt oder ob er einem Befehl entsprach. Saurons Weisung war deutlich gewesen - es galt für den Herrn von Angmar seine Gefährten zu finden.

Aran-dûr betrachte seinen Ring; er war der Schlüssel, durch ihn würde er die anderen aufspüren können. Nach und nach rief er sich ihre Namen ins Gedächtnis, erinnerte sich an den verhängnisvollen Tag und den Augenblick ihrer Trennung.

Es musste eine Spur des Weges geben, den jeder einzelne genommen hatte ...

Fortsetzung folgt